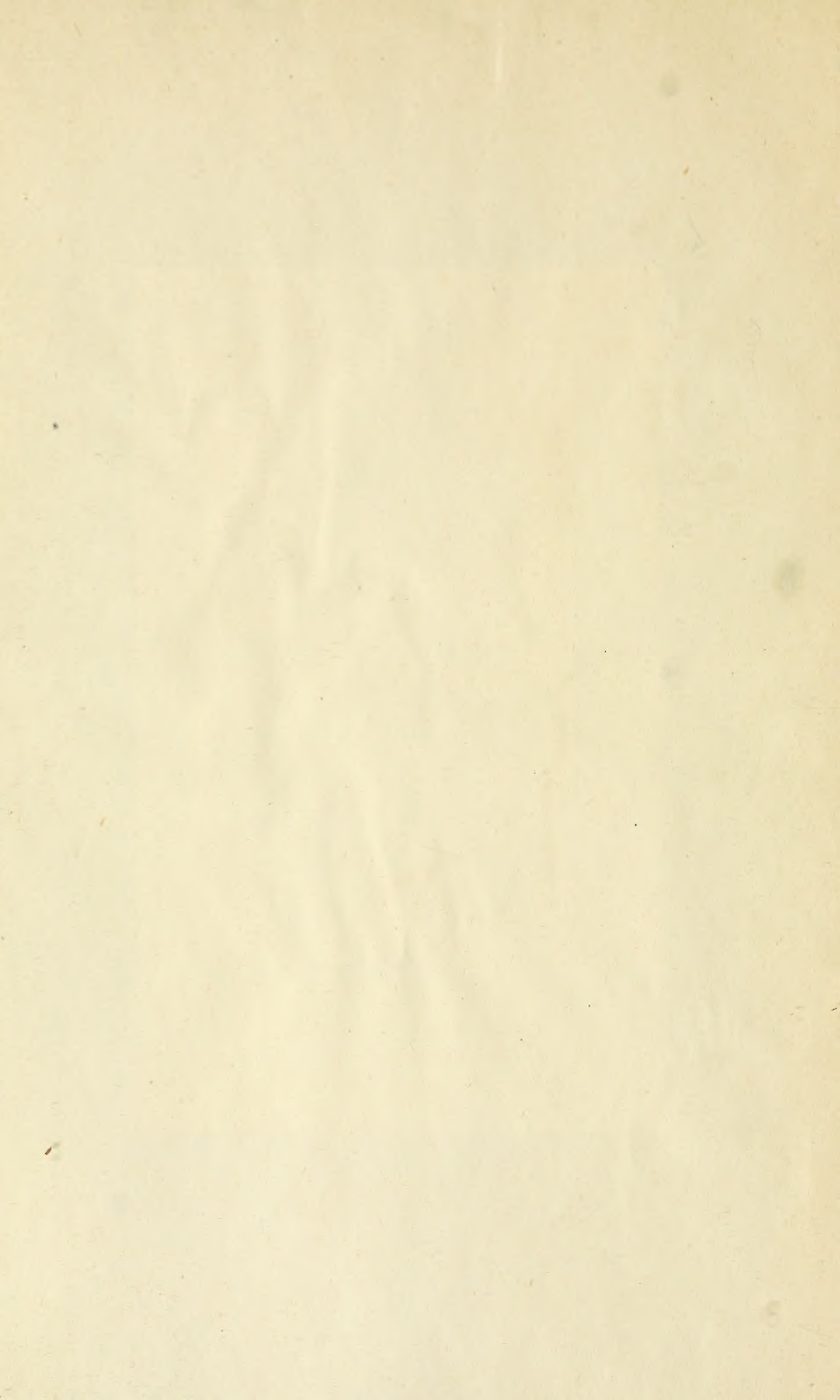
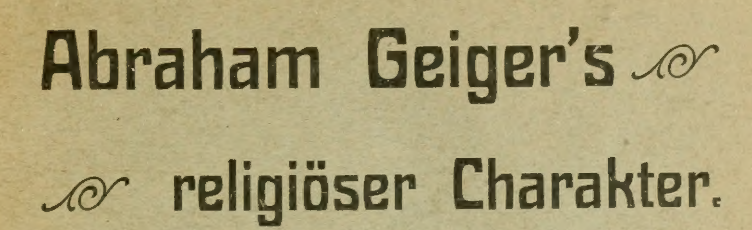








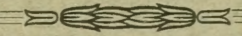
Abraham Geiger's religiöser Charakter.

Erster Teil.

Von

Dr. Kaatz,

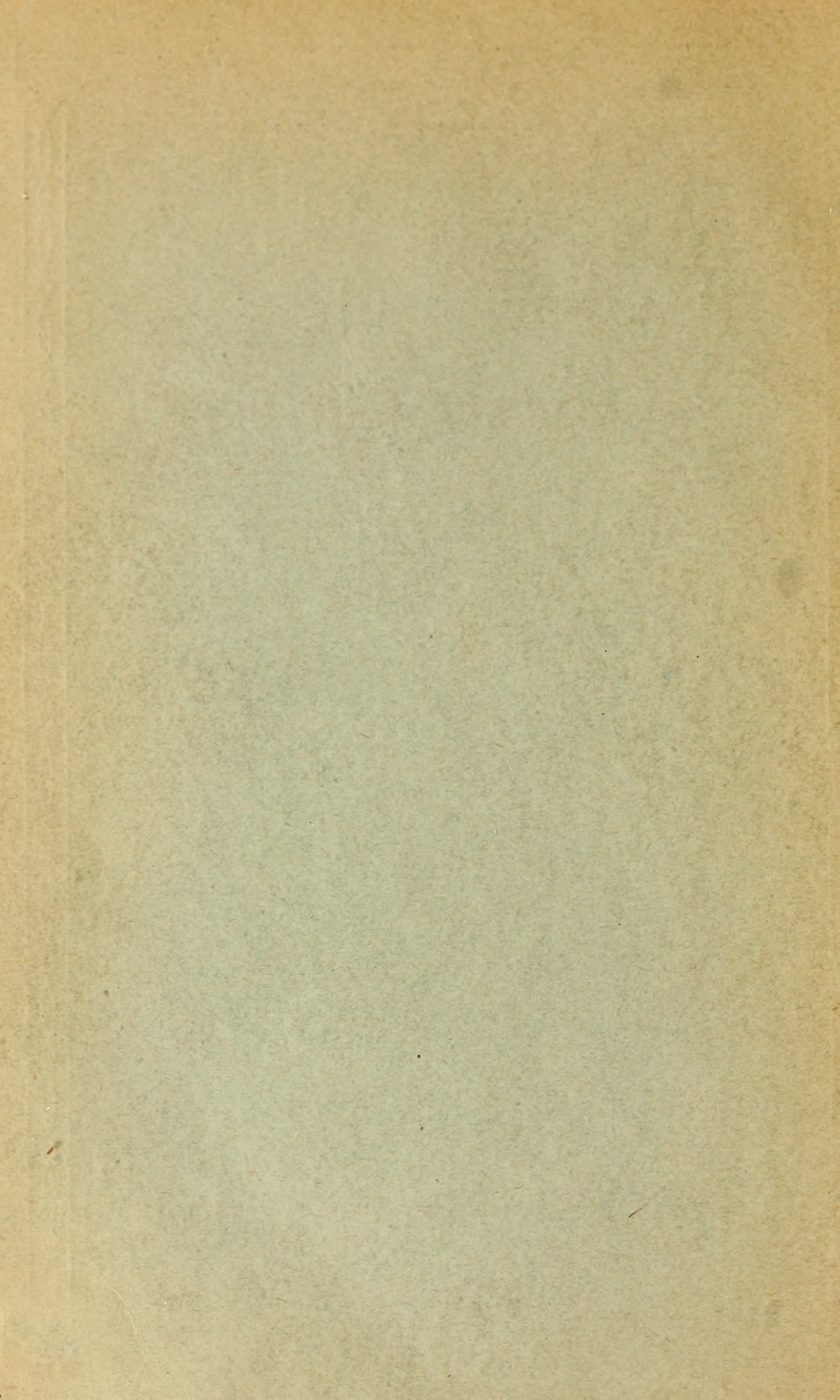
Rabbiner in Zabrze.



Frankfurt am Main

Verlag des „Israelit" G. m. b. H.

1911.



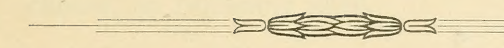
Abraham Geiger's religiöser Charakter.

Erster Teil.

Von

Dr. Kaatz,

Rabbiner in Zabrze.



Frankfurt am Main

Verlag des „Israelit" G. m. b. H.

1911.

Vorwort.

Eine Serie von Aufsätzen, die unter dem gleichen Titel im „Israelit“ Jahrgang 1909 veröffentlicht wurde, erscheint hier in erweiterter Form als besondere Broschüre. Ich habe mich auf dringendes Verlangen zu ihrer Herausgabe entschlossen.

Die Schrift verfolgt apologetische Zwecke. Dass ihr Charakter ein polemischer ist, liegt im Wesen des Themas. Man kann in vielen Fällen die Kritik am Bestehenden nicht anders abwehren, als indem man Kritik an der Kritik des Bestehenden übt.

Zabrze, im November 1910.

D. V.

Einleitung.

Abraham Geiger gehört zu den prominentesten jüdischen Persönlichkeiten des neunzehnten Jahrhunderts. Er war ein phänomenal begabter Kopf und besass eine fabelhafte Konzeptionskraft und einen scharfen, bohrenden Verstand. Erstaunlich war sein rastloser Fleiss, seine unermüdliche Arbeitslust, sein unstillbarer Wissensdurst, seine Energie und seine Arbeitskraft. Er hatte sich eine bewunderungswürdige Gelehrsamkeit, ein universales Wissen angeeignet und war in Theorie und Praxis gleicherweise versiert.

„Ich darf mir dies als einen Vorzug anrechnen, dass ich mein Gebiet vollständig zu umfassen und es in allen seinen Beziehungen lebensvoll aufzufassen und zu gestalten weiss; ich kenne den sprachlichen, geschichtlichen und namentlich kultur- und literarhistorischen, den dogmatischen und philosophischen, sowie den streng praktischen Teil meines Gebiets in ziemlichem Umfange und kann in jedem etwas leisten",

so lautet ein zutreffendes Selbstbekenntnis von ihm*). Sanguinisch-cholerischen Temperaments war er voll brennenden Ehrgeizes, leidenschaftlichen Betätigungsdranges, fanatischer Kampfeslust. Ein glänzender Schriftsteller, ein Meister auch des hebräischen Stils, ein vorzüglicher Organisator, ein hinreissender Redner, ein trefflicher Pädagoge, ein brillanter Gesellschafter war er als eine überragende Persönlichkeit dazu prädestiniert, über der Masse zu stehen und eine führende Stellung einzunehmen.

Geiger war ein genialer Mensch, aber er war kein grosser Mensch. Ihm fehlte das Insiegel der Grösse, die innere Harmonie und Selbstgewissheit, welche Richtung und Ziel des Weges kennt und von der tiefsten Ueberzeugung durchdrungen ist, dass das Ziel ein gutes und notwendiges ist. Geiger war mit sich selbst im Zwiespalt; durch sein Streben klaffte ein tiefer Riss. Er konnte nicht zur Einheit mit sich selbst gelangen.

Zwar nehmen wir gerade bei grossen, von der Geschichte als führende Geister anerkannten Männern wahr, dass in ihnen gegensätzliche Kräfte wirksam waren. Dieser Wahrheit hat

*) Brief an Dernburg. A. Z. d. J. 1896 S. 320.

z. B. C. F. Meyer in seinem kraftvollen Gedicht „Luther“ mit den markigen Worten Ausdruck gegeben:

„In seiner Seele kämpft, was wird und war
Ein hart verschlungen keuchend Ringerpaar,
Sein Geist ist zweier Seiten Schlachtgebiet,
Mich wunderts nicht, dass er Dämonen sieht“.

Allein dies ist das Charakteristische und zugleich auch das Interessante an diesen Männern, dass sie das, was anderen als ein unüberbrückbarer Gegensatz erscheint, in den Tiefen ihrer Seele harmonisch vereinten, dass, wie sehr auch, rein objektiv betrachtet, Inkonsequenz und Einseitigkeit sie beherrschte, sie gar nicht zum Bewusstsein ihrer Inkonsequenz und Einseitigkeit kamen, und dass ihr Tun ein subjektiv wahrhaftiges war.

Bei Geiger war das nicht der Fall. In der Oeffentlichkeit als der zielbewusste Umgestalter des Judentums auftretend, war er sich im Innern über das Ziel seines Strebens nicht klar. In der Oeffentlichkeit die Wirkung der von ihm angestrebten Umwälzung als eine der jüdischen Gesamtheit heil- und segensvolle enthusiastisch verkündend, war er sich im Herzen dessen bewusst, dass sie in Wirklichkeit zu einer Auflösung des Judentums führe.

Man pflegt Geiger als einen Reformator des Judentums zu bezeichnen. Aber er war weder Reformator noch Reformer. Unter einem religiösen Reformator versteht man einen Mann, der eine Religion von den tatsächlich oder angeblich im Laufe der Zeit eingedrungenen fremden und falschen Dogmen und Uebungen reinigen und sie in den Zustand zurückversetzen will, der ursprünglich in ihr geherrscht habe oder hat, der also die betreffende Urreligion, wie sie wirklich oder vermeintlich war, wiederherstellen will. Dass Geigers Streben nicht auf ein solches Ziel gerichtet war, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Er war auch kein Reformer, sondern er war ein Revolutionär. Um den Unterschied zwischen Revolution und Reform zu definieren, zitiere ich ein Wort Ferdinand Lasalle's, das sich auf das soziale Gebiet bezieht, das aber auch mutatis mutandis auf das religiöse übertragen werden kann:

„Revolution heisst Umwälzung, und eine Revolution ist somit stets dann eingetreten, wenn, gleichviel ob mit oder ohne Gewalt — auf die Mittel kommt es dabei nicht an — ein ganz neues Prinzip an die Stelle des bestehenden Zustandes gesetzt wird. Reform dagegen tritt dann ein, wenn

das Prinzip des bestehenden Zustandes beibehalten und nur zu milderen oder konsequenteren und gerechteren Forderungen entwickelt wird. Auf die Mittel kommt es dabei wiederum nicht an. Eine Reform kann sich durch Insurrektion und Blutvergiessen durchsetzen und eine Revolution im tiefsten Frieden [1])".

Das Judentum hat nun, wie die andern Religionen auch, bekanntlich zwei Arten von Prinzipien, Formalprinzipien und Materialprinzipien. Seine Formalprinzipien bilden die aus göttlicher Offenbarung geflossenen Glaubensurkunden, die schriftliche und die mündliche Thora, wie sie beide überliefert worden sind; die Materialprinzipien wiederum bestehen aus Lehren und Gesetzen, die aus den Glaubensurkunden resultieren. Geiger leugnete die Göttlichkeit der Offenbarungsschriften. Ihm waren die offiziellen jüdischen Glaubensurkunden menschliche Produkte ohne jede ververpflichtende Kraft. Ihn beherrschte ausschliesslich ein Geist der Verneinung und der Zersetzung. Was er als „wissenschaftliche Theologie" proklamierte, war lediglich und bewusst ein Ferment der Dekomposition.

Er war ein Revolutionär, der einreissen wollte, ohne zu wissen, wie das Gebäude beschaffen sei, das an Stelle des niederzureissenden erstehen sollte, ja, ohne zu wissen, ob es überhaupt möglich sein würde, ein neues aufzuführen. Er nannte ein solches Tun ein „frisches Stürzen in den Prozess [2])" d. h. in den Zerstörungsprozess und verhöhnte diejenigen unter seinen Gesinnungsgenossen, die da verlangten, „dass das Judentum in ein ordentliches System gebracht [3])" werde. Er persiflierte diese Forderung mit den ironischen Worten: „Zuerst muss ein Judentum, bündig und nett, ausgearbeitet in allen seinen Details, mit der Zeit im Einklang, mit der Geschichte eng verknüpft seiend, in dem Staat aufgehend, seine Besonderheit treu bewahrend, aufgestellt werden, dann werde sich's ganz sicher demonstrieren lassen [4])". Er rang

---

[1]) Citiert bei Brandes, F. Lassalle. S. 37

[2]) „Israelit des neunzehnten Jahrhunderts". S. 67f. Vergl. „Geigers Leben in Briefen" S. 175, Zeile 4. Die dort angegebene Seitenzahl 671 ist ein Druckfehler und lautet richtig 67f.

[3]) A. a. O.

[4]) A. a. O. Vergl. übrigens „Briefwechsel Sachs-Veit". Herausgegeben von Ludwig Geiger.

wohl danach, ein einheitliches Prinzip zu finden, aber es gelang ihm nicht.

Geiger war eine Proteusnatur, nicht in dem Sinne, dass er in seinen inneren Anschauungen wandelbar war, sondern dass sein äusseres Auftreten und Verhalten von den krassesten Widersprüchen zeugte. Dies tritt besonders deutlich, neben der im vorliegenden ersten Teil dieser Ausführungen behandelten Zeit, in seiner charakteristischsten Epoche hervor, nämlich in den Jahren 1843—1846, der Zeit der Rabbinerversammlungen und der Gründung der Reformvereine in Frankfurt a. M., Breslau und Berlin. Geiger verstand und übte die Kunst, zwei Eisen zugleich im Feuer zu haben, das „historische" Judentum und die radikale „Ausgleichung der Lehre mit dem Leben" und je nach Bedürfnis eines gegen das andere auszuspielen. Im späteren Lebensalter erkaltete sein früher so leidenschaftlicher Eifer, auf die Gesamtheit organisatorisch einzuwirken, er zog sich fast ganz auf sein Amt und seine wissenschaftlichen Studien zurück.

Meine Darlegungen behandeln im vorliegenden ersten Teil die Zeit bis 1842. Sie sollen keine Biographie Geigers darstellen, sondern eine chronologisch geordnete Beleuchtung seines religiösen Charakters, zumal wie er in seinen intimeren Bekenntnissen, besonders in seinen Briefen zum Ausdruck kommt. Geiger selbst hat sich gelegentlich der Rezension eines Werkes*), dessen Verfasser ein vertrauliches Schreiben von ihm veröffentlicht hatte, über seine Briefe folgendermassen ausgesprochen:

„Ich will dem Verfasser die Indiskretion, die in der Veröffentlichung eines vertraulichen Schreibens liegt, nicht zum Vorwurfe machen; ich habe aus meinen Gesinnungen nie den geringsten Hehl gemacht, meine vertrautesten Briefe scheuen nicht das Licht der allgemeinsten Verbreitung".

Das ist ein stolzes Wort, zu dem die folgenden Ausführungen den Kommentar liefern werden.

Ich bemerke noch, dass ich, um den Leser in den Stand zu setzen, sich ein eigenes Urteil zu bilden, es für notwendig gehalten habe, die in Frage kommenden Briefe nicht in einer skizzierenden Inhaltsangabe, sondern in wörtlichen Auszügen zu bringen.

---

*) J. Ritter, S. Holdheim. Jüdische Zeitschrift III. S. 218.

I.

Abraham Geiger wurde am 24. Mai 1810 in Frankfurt a. M. als Sohn altjüdisch frommer Eltern geboren, deren höchster Wunsch und innigste Hoffnung es war, dies ihr Lieblingskind, das schon früh eine hervorragende Begabung zeigte, zu einem frommen Thorajünger zu machen, die daher auf das sorgsamste und liebevollste bestrebt waren, ihn in strenger Religiosität zu erziehen und ihn die reichen Schätze des jüdischen Schrifttums, vor allem die Kenntnis der Bibel und des Talmuds sich aneignen zu lassen.

Wir sind über seine Jugendzeit durch ein von ihm in seinem fünfzehnten Lebensjahre begonnenes Tagebuch unterrichtet, das nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war und eben darum für die Kenntnis seines Charakters besonders wertvoll ist. Dieses Tagebuch liegt uns zwar nicht im Original vor, sondern in der Bearbeitung des Herausgebers von „Abraham Geiger's Leben in Briefen [1]". Immerhin aber bietet es uns, trotzdem vieles darin gemildert und auf „das gebührende Mass beschränkt [2]" ist, ein überaus bemerkenswertes Bild von der Charakterentwicklung des jugendlichen Schreibers. Dieses Bild ist ein — für mein Empfinden — nicht sympathisches.

Es wäre zwar ungerecht, wollte man an die Aufzeichnungen eines Knaben denselben Massstab legen, wie an die eines erwachsenen Menschen. Beim Lesen des Geiger'schen Tagebuchs musste ich aber doch unwillkürlich an eine Bemerkung denken, die ein Dichter, der eine sehr harte und trübe Jugend verlebte, und sie doch in einer reizenden Schilderung, betitelt: „Meine Kindheit", mit zartem Glanze zu umweben wusste, die Friedrich Hebbel in sein Tagebuch schrieb, als er Goethes „Wahrheit und Dichtung" gelesen hatte: „Wer sein Leben darstellt, der sollte, wie Goethe, nur das Liebliche, Schöne, das Beschwichtigende und Ausgleichende, das sich auch in den dunkelsten Verhältnissen auffinden lässt, hervorheben und das übrige auf sich beruhen lassen".

So schief und töricht es nun auch wäre, das Tagebuch des jugendlichen Geiger nach diesem hohen Massstab zu messen, so

---

[1]) Herausgegeben von Ludwig Geiger. Berlin 1878.

[2]) A. a. O. Vorwort S. IV.

muss doch gesagt werden, dass auch bei Würdigung der Jugend des Schreibers der Eindruck, den man von seinen Aufzeichnungen empfängt, kein günstiger ist. Wir sehen einen Knaben, einen Jüngling vor uns, der zwar hochbegabten Intellekts, unglaublich wissensdurstig und strebsam ist, dem aber das Herz zu fehlen scheint, dessen Gemüt keine Spur von Kindlichkeit zeigt, leer an Wärme und voller Dünkel ist. Die unreifen Urteile des frühreifen Knaben wirken schroff und abstossend. Es spricht aus ihnen eine Ueberheblichkeit, ein Hass gegen alles spezifisch Jüdische, der geradezu greulich ist. Nicht e i n e Aeusserung dankbaren Gefühls für seine guten Eltern, für die glückliche und beneidenswerte Lage, in der er lebte, ist in diesen Bekenntnissen zu finden. Selbstsucht und Lieblosigkeit sprechen daraus.

„Ich lernte · · · bald hebräisch und deutsch lesen und jetzt (d. h. im Alter von drei Jahren) ging man weiter, mich schon in die Tiefen der B i b e l einzuweihen, nicht um mich die hebräische Sprache zu lehren, sondern aus Frömmigkeit, mich zu einem wohlerzogenen Juden zu bilden und des Segens des Paradieses teilhaftig werden zu lassen[3])".

Welche Ueberhebung gegen die Eltern zeigt sich in diesen Worten! Der vierzehnjährige Junge fühlt sich in seiner abgeklärten Weisheit seinen Eltern sehr überlegen, die in ihrer beschränkten Auffassung die Frömmigkeit und die Freuden des Paradieses höher bewerten als die Philologie.

„Zu sechs Jahren fing ich endlich bei meinem Vater Talmud an, von dem ich noch gar keinen Begriff hatte. Da aber mein Vater mit Mühe sich und seine Familie ernähren musste, schickte er mich in eine Schule, wo man den ganzen Tag mit Talmud und auch nicht einmal damit, sondern mit nichts zubrachte, und so verbrachte ich in einem kläglichen Zustande zwei Jahre meines Lebens. Denn nicht blos, dass ich bei einem so unwissenden Lehrer und eben solchen Mitschülern nichts anderes als Sittenverderbnis wahrnahm, ich wurde auch von meinen Mitschülern als stolz verabscheut und gehasst, denn ihren Gassenbübereien wohnte ich nicht bei, und dies gab den Stoff zu ewigen Feindseligkeiten und mir zu vielen Widerwärtigkeiten. Ferner ragte ich, ich darf dies, ohne mich zu rühmen, gestehen, geistig weit über sie hervor, wodurch ich gleichfalls ihren Neid und Hass erweckte — und kurz, es kam durch diese und andere Umstände dahin dass eine völlige Feindschaft ausbrach, die eine völlige Trennung notwendig machte [1])".

Der vierzehnjährige Knabe blickt voll Verachtung auf seinen früheren „unwissenden" Lehrer herab. „Unwissend" ist ihm jeder,

---

[1]) A. a. O.

auch wenn er ein grosses talmudisches Wissen hätte, der keine weltliche „Bildung“ besitzt. Die „Sittenverderbnis“ des Lehrers, von der er spricht, besteht offenbar darin, dass dieser ein Talmudist und nicht „aufgeklärt“ ist. „Sittenverderbnis“ sind ihm die fröhlichen Jugendstreiche seiner Mitschüler, an denen der unverträgliche Tugendbold keinen Anteil nimmt, und die ihm widerwärtig sind. Den Talmud hasst und verabscheut er.

„Ich kam auf die Mathematik durch einen seltsamen, aber für meinen durch den Talmud an Sophistereien und Spitzfindigkeiten gewöhnten Verstand wertvollen Zufall [1])“.

Anstatt dankbar zu sein für die Schulung des Geistes, die er durch den Talmud gewonnen hat, verunehrt er die Quelle, aus der er getrunken hat. Er blickt darauf mit einem lächerlichen Dünkel herab. Er schildert z. B., wie er erfolgreich mathematische Aufgaben zu lösen versuchte:

„Nach einigem Nachdenken enträtselte ich sie und man denke sich die Freude, die ein aufgeblähter Geist, der Talmudisten eigen ist, und unter deren Klasse ich doch auch damals war, haben musste“. (S. 5.)

„Wir ganz unwissende Buben glaubten jetzt schon die grössten Mathematiker zu sein, und wie viel hätte mir dieser talmudistische Dünkel schaden können, wäre ich nicht zeitig genug demselben entrissen worden [2])“.

Hass und Verachtung gegen den Talmud spricht aus diesen dünkelhaften Urteilen des vierzehn- bis sechzehnjährigen Jungen.

„Wehe, wehe! Wie seid ihr mir entflohen in nichtigem Tande, meine Jugendjahre! Nicht wurden mir Lehren der Moral eingeprägt, nicht der Körper durch Leibesbewegungen gestärkt, und nicht die Seele durch Belehrung und Bildung veredelt! Wehe! sie sind dahin, hingeflogen wie Staub! Kommt zurück, dass ich euch benütze. Aber nein, sie sind nicht zurückruflich. Es ist wirklich Sünde, dass ich klage; umgekehrt, ich muss ja der Gottheit danken. Hätte ich nicht in Wahn und Dunkel bleiben können? Aber Er erleuchtete meinen Sinn, schenkte mir einen höheren Geist und entriss mich den Fesseln der Dummheit [3])“.

Welch ein gemütsarmer, durch Bildungsdünkel verdorbener Sinn offenbart sich in dieser Deklamation. Seine Kinderjahre, die er im Hause frommer, liebevoller Eltern zubrachte, welche doch bestrebt waren, seinen Geist zu bilden und ihn zum Guten anzuleiten, sind ihm „in nichtigem Tande verflogen“, weil ihm nicht „Lehren der Moral“ eingeprägt wurden. Für die Liebe seiner

---

[1]) A. a. O. S. 5.
[2]) A. a. O. S. 6.
[3]) A. a. O. S. 6.

Eltern ist er der Gottheit nicht dankbar; dankbar ist er nur dafür, dass sie ihn schliesslich doch den Fesseln der „Dummheit“ d. h. der Orthodoxie entriss.

„Tiefe Orthodoxie, deren Grund im Nichtnachdenken lag beherrschte bis jetzt (d. h. bis zum elften Lebensjahr) meinen Geist und war die Triebfeder aller meiner Handlungen [1])“.

So bekennt er mit der ganzen abgeschlossenen Reife und Lebenserfahrung eines sechszehnjährigen Jünglings.

„So war ich schon in mein zwölftes Jahr gelangt, immer noch geliebt von allen Dummen, geehrt von allen Nichtkennern, geachtet von allen Orthodoxen, aber ungekannt von allen Einsichtsvollen und bemitleidet von den mich kennenden gebildeten Leuten [2])“.

„Dumm“, „Nichtkenner“ und „Orthodoxe“ sind dem Jüngling synonyme Begriffe. Dass zu diesen Orthodoxen auch sein frommer und gelehrter Vater und seine nächsten Verwandten gehörten, focht den von Gemütswärme und Pietät freien jungen Mann nicht im geringsten an und hinderte ihn nicht, sein dünkelhaftes Urteil in forscher Formulierung zu fällen.

„Gelehrsamkeit, überhaupt schon die geringste Einsicht in irgend eine andere Wissenschaft ausser dem Talmud, der mir nun täglich verabscheuungswürdiger wurde, war zu dieser Zeit (d. h. im Alter von 14 Jahren) in meinen Augen das schätzenswerteste Gut. Einen Mann wie Dr. F., ausgerüstet mit solchen Kenntnissen zu meinem Vertrauten in einem so wichtigen Gegenstand zu machen, war mir der glücklichste Zufall. Seine Schwäche konnte mir allerdings keine Gegengründe aufbringen, nur die Versicherung, dass der Talmud doch nicht so arg sei, und die Bitte nicht alles abzuschütteln, worunter er die Beibehaltung des Glaubens an das Dasein Gottes, an dessen Offenbarung an Moses usw. verstand [3])“.

Nicht nur der Talmud wurde ihm täglich verabscheuungswürdiger, sondern, wie aus den Ermahnungen des Dr. F., der sein Lehrer in den klassischen Sprachen war, hervorzugehen scheint, er hatte überhaupt jedes innige religiöse Empfinden eingebüsst und drohte sogar dem Glauben an das Dasein Gottes entfremdet zu werden.

II.

Die religiösen Stimmungen des jugendlichen Geiger wechselten allerdings, doch überwog das Negative, so dass er in seinem

---

[1]) A. a. O. S. 7.

[2]) A. a. O.

[3]) A. a. O.

Plane, Rabbiner zu werden schwankend wurde, und ein innerer Kampf wegen der Wahl seines künftigen Berufs in ihm wogte.

„Ich hatte mich nämlich teils selbst sowohl in der ganz früheren Zeit, als auch in der späteren, wenn mich der Eifer zu wirken belebte, zum Stande des Theologen bestimmt, teils war ich dazu durch meine Familie gedrängt worden, die meine Sinnesänderuug in religiösen Dingen nicht ahnen durfte, obgleich meine Mutter oft über die Abnahme meiner Gottesfurcht klagte, und meine Geschwister mit meinem religiösen Betragen und besonders dem Umgang mit meinen freidenkenden Freunden unzufrieden waren. Diesen suchten sie mir durch häufige Drohungen und Ermahnungen zu verbieten und glaubten dadurch jeden Anlass der Sinnesänderung entfernt zu haben. So ward ich nun bestimmt, die Theologie zu ergreifen. Aber ich hasste jeden Zwang und wurde, obgleich ich oft mit Leidenschaft den Gedanken einer einstigen theologischen Wirksamkeit verfolgte, durch den Ueberdruss an dem Studium des Talmud oft von dieser Bestimmung abgewandt und zwar umsomehr, da schon einige Jahre hindurch das Studium der orientalischen Sprachen ein aussergewöhnliches Interesse für mich gewonnen hatte [1])".

Im Jahre 1829 bezog Geiger, wohlbewandert in jüdischem und weltlichem Wissen, die Universität Heidelberg. Die Stellung, die er damals und auch später zum Judentum einnahm, kann man mutandis mutatis mit den Worten von Zunz charakterisieren: „Aus düsterer abgeschlossener Unwissenheit zu dem Lichte freier Wissenschaft geführt, wurden wir berauscht und geblendet zugleich · · · · und im rasenden Laufe nach Lieblingsmeinungen zertraten wir unbekümmert die Blumen des Judentums und liessen Glaube und Liebe weit hinter uns zurück. So verweilen wir bei Punkten, die uns zusagen, weil sie vergänglichen Zwecken dienen. · · · Und weil wir die Menschen und ihr Tun nicht um ihrer selbst willen aufsuchen, sondern um des für uns zu erwartenden Gewinnes halber, so bleiben wir in Vorurteil versenkt, ebenso ungerecht gegen viele Produktionen der Vorzeit, als die spottenden Feinde, denen wir, um in einem Streite gegen einen Rabbinatskanditaten Recht zu behalten, neun Zehnteile unseres ehrwürdigen Altertums preisgeben". · · · · „Es war jene Reaktion gegen alles Jüdische, die als Gefolge der Aufklärung sich geltend gemacht [2])".

---

[1]) A. a. O. S. 11.

[2]) Zur Geschichte und Literatur 1845. S. 28 und 138.

In Parenthese sei noch bemerkt, dass Geiger diese Sätze als auch auf sich gemünzt angesehen zu haben scheint und sich in einer Rezension des Zunz'schen Werkes heftig gegen sie gewandt hat. (Literaturblatt zum Israelit des neunzehnten Jhrh. 1846 Nr. 2.)

In Heidelberg nun trieb Geiger fleissig orientalische, klassische und philosophische Studien und war auch produktiv tätig. Nach Semesterschluss trat er die Rückreise in die Heimat an und blieb unterwegs in Karlsruhe, wo damals R. Jakob Ettlinger „Klausprimator" war. Er schreibt:

„Mein Aufenthalt in Karlsruhe war übrigens durch nichts als durch den Umgang mit meinem Randecker angenehm; die dort wohnenden Juden hatten mir schon bei meinem ersten Besuche (d. h. ein Jahr vorher) sehr missfallen, und nun da ich Orientalist zu werden entschlossen war, wandte ich mich ganz von ihnen ab. Mein Freund tadelte zwar meinen Entschluss, konnte mich aber nicht von demselben abbringen [1]".

Seine Abneigung gegen die Karlsruher Juden beruhte auf seiner Antipathie gegen das orthodoxe Judentum. Er kehrte nach Frankfurt mit dem festen Entschluss zurück, der Theologie Valet zu sagen und sich seinem Lieblingsstudium, den orientalischen Sprachen, zu widmen.

„Wurde ich auch von diesen Absichten durch die Ermahnungen der Meinigen nicht abgebracht, so wurde ich durch · · · · das Interesse der Frankfurter Judenschaft an der Religion neu angeregt, für das Wohl und die Aufklärung der Juden zu wirken [2]".

Es zeugt von der Abneigung, die sein Herz gegen die altjüdische Frömmigkeit und deren Bekenner erfüllte, dass er die Begriffe, Aufklärung und Interesse an der Sache der Religion identifiziert. Ihm fehlte völlig das Organ zu begreifen, dass doch gerade die Orthodoxen, die ganz in der Religion aufgingen, die religiös Interessiertesten waren. Und weil sein Empfinden ein unjüdisches war, weil ihn nicht die wahre Liebe zum Judentum, sondern eine blinde Aufklärungssucht beseelte, weil er die Aufklärung höher stellte als das Judentum, wurde in ihm der leidenschaftliche Wille lebendig, für die Zerstörung der altjüdischen Frömmigkeit zu wirken.

---

[1]) Geigers L. i. Br. S. 16.
[2]) A. a. O. S. 17.

Im Oktober 1829 bezog er die Bonner Universität. Hier studierte er fleissig Orientalia und Philosophie und errang einen akademischen Preis für eine Arbeit über „die jüdischen Quellen des Koran“. Er lernte Talmud und gründete gemeinsam mit Samson Raphael Hirsch einen theologischen Rednerverein. Er schreibt darüber:

„Dieser Verein möchte vielleicht von entschiedenstem Einfluss auf mich sein, teils brachte er mich mit Hirsch in enge freundschaftliche Verbindung, teils befreundete er mich mit der Theologie, teils gewährte er mir Nutzen und Vergnügen. Nachdem Hirsch die erste Rede gehalten hatte, rezensierte ich sie am folgenden Donnerstag und sagte meine Meinung, sowohl über das Ganze als über das Einzelne in homiletischer, philosophischer und sprachlicher Hinsicht. Wir hatten einen sehr langen Streit, in welchem ich seine ausserordentliche Beredsamkeit, seinen Scharfsinn, sein klares und schnelles Erfassen kennen und bewundern lernte; aber dieser Streit brachte uns nicht näher, da auch zuweilen die religiöse Seite berührt wurde, wobei ich obgleich ich mich nur immer vom Standpunkt der jüdischen Religion aussprach, seiner Auffassung nicht selten durch die meinige nahe treten musste. Doch näherten wir uns immer mehr, teils durch eine gemeinschaftliche Rezension der Predigt eines Dritten, teils durch seine billige und schöne Beurteilung meiner Predigt, teils dadurch, dass wir noch in demselben Winter kursorisch Talmud lasen. So entstand allmählich gegenseitige Achtung und Liebe. Ich achtete seine vorzüglichen Geistesgaben, seine strenge Tugend und liebte sein gutes Herz; er achtete meine ihm nicht ganz verwerflich scheinenden Anlagen, liebte meine Offenheit und meinen jugendlichen Frohsinn. Sein Umgang war mir sehr nützlich und genussreich [1])“.

Dass Hirsch ihn zu seinem Freunde erwählte, war wohl nur dadurch möglich, dass er ihn in seinen wahren Gesinnungen nicht kannte. Denn Geiger sprach sich, wie er hier bekennt, ihm gegenüber in Bezug auf die religiöse Seite immer nur „vom Standpunkt der jüdischen Religion“ aus d. h. unter Verschweigung des eigenen Standpunkts. Dies geht auch aus einer Bemerkung hervor, die Geiger über einen anderen Freund, Ullmann, macht, mit dem er recht vertraut wurde [2]),

---

[1]) A. a. O. S. 19.

[2]) Trotz dieser intimen Jugendfreundschaft mit Ullmann, die auch später noch fortdauerte, war Geiger so herzlos in einer anonymen Korrespondenz im Israelit des 19. Jahrh. 1844 Nr. 14 (vergl. L. i. Br. S. 175) dem früher so vertrauten Freunde, als dieser eines frühen Todes als Rabbiner in Krefeld gestorben war, beschimpfende Worte ins Grab nachzurufen und zu schreiben, dass „ihm die Verachtung der Bessergesinnten

„besonders dadurch, dass ich ihn von seinen orthodoxen religiösen Ansichten befreit, und ich mich fast allein vor ihm in meinen wahren Gesinnungen äussern darf[1])".

Hirsch gegenüber hat er sich also nicht in seinen wahren Gesinnungen geäussert.

III.

Der Umgang mit Hirsch und anderen frommen Rabbinatskandidaten hat, wenn auch nicht einen nachhaltigen, so doch einen vorübergehend guten Einfluss auf die Sinnesart Geigers ausgeübt und eine Zeit lang eine gewisse Umwandlung seiner früheren Stimmung gegen das Judentum erzeugt. So schreibt er zu dieser Zeit (22. Aug. 1830):

„Glücklicher Weise lernte ich früh genug die Vorzüglichkeit meines Berufes einsehen und gewahrte bald, dass jenes Nebenwesen der positiven Religion uns zum Mittel für Verbreitung sittlicher Wahrheiten und zur Erregung des Gefühls für Höheres und Edleres dienen könne. Freilich hat das Judentum solch Geschnörkel in Menge, aber der Prediger braucht seiner nicht zu erwähnen. Vielmehr bieten die reinen, erhabenen Lehren, die uns überall in der Bibel und den Prinzipien des Judentums begegnen, Stoff genug und ihre Verbreitung, ihr Einpflanzen in die Gemüter sei einst die vorzüglichste Sorge, der ich als Geistlicher mich unterziehe; wenn dann der Geist frei gebildet und das Gemüt von den einfachen Wahrheiten durchdrungen ist, wird das Gebäude des Trugs und des Wahns von selbst einstürzen. Gott sei Dank, mein Gefühl gewinnt an Ergriffensein für das Edle und mein Eifer reinigt sich stets. Ich verlange nicht mehr nach dem prunkvollen Auftreten a's Reformator, nicht mehr nach glänzendem Ruhmesschimmer, nicht mehr danach, die morschen Wände der jüdischen Religion einzureissen, sondern danach, in stillem Kreise, dem mich der Herr bestimmt, die göttlichen Wahrheiten von einem Schöpfer und einem Lenker, von der Würde

---

ins Grab nachfolgen" möge. Und warum das? Weil Ullmann in einem Gutachten entschieden Stellung gegen die „Frankfurter Reformfreunde" genommen hatte, welche alles spezifisch Jüdische, einschliesslich des Beschneidungs-Bundes ausrotten wollten. Geiger hatte zwar das betreffende Gutachten nicht gelesen, sondern kannte es nur vom Hörensagen (Isr. d. 19. Jahrh. 1844 S. 110), aber das hindert ihn nicht das Urteil darüber zu fällen, dass es „in jeder Beziehung höchst erbärmlich" sei. Die Invektiven Geigers gegen den toten Freund waren übrigens die Quittung dafür, dass Ullmann es im Breslauer Rabbinatsstreit ablehnte, ein Gutachten zu Gunsten Geigers abzugeben, und sich neutral verhielt, „um der Flamme nicht neue Nahrung zu geben". (L. i. B. S. 163).

[1]) A. a. O. S. 21.

des Menschen, seiner Freiheit, seinen höheren Zwecken, von reiner, erhabener und uneigennütziger Tugend in die Herzen einzugraben [1]".

Diese demutsvolle Stimmung hielt jedoch nicht lange vor, sondern schlug bald eher in ihr Gegenteil um. Die politischen Zeitereignisse, die er mit grossem Interesse verfolgte und glossierte, wirkten stark auf ihn ein. Er erhoffte auch für die Juden politische Freiheiten und Rechte, aber nicht um ihrer selbstwillen, sondern um der Wirkungen willen, die dadurch auf die Aufklärung der Juden ausgeübt würden:

„Frägt man sich, was ist aus den Juden politisch geworden, erteilt man ihnen nun endlich die jedem Menschen gebührenden Rechte, werden sie nun endlich durch freie bürgerliche Stellung fähig gemacht, ihre rühmlich begonnene Revolution im Innern ihres Herzens, in ihren religiösen Ansichten zu beendigen? [2]"

Er nannte diese seine Gesinnung in der Frage der Emanzipation „mehr theologisch als politisch gestimmt [2]", d. h. die Herbeiführung einer religiösen Revolution der Juden war ihm das Ausschlaggebende bei der Frage der politischen Gleichstellung.

Aus einer solchen Gesinnung heraus unternahm er (Januar 1831) einen Schritt, der als ein geradezu verräterischer zu bezeichnen wäre, wenn man dem Zwanzigjährigen nicht seine jugendliche Unreife zu Gute halten müsste. Es war die Zeit, in welcher die Völker allenthalben dringend ihre politischen Rechte verlangten, in welcher Gabriel Riesser für die Juden in die Schranken trat und als ein Anwalt der Unterdrückten mit Kraft seine Stimme für die Freiheit seiner Brüder erhob. Riesser hatte eben (Ende 1830) seine epochale erste Schrift: „Ueber die Stellung der Bekenner des mosaischen Glaubens in Deutschland; an die Deutschen aller Konfessionen" veröffentlicht, in welcher er die Gleichheit des Rechtes für die Gleichheit der Pflichten forderte und dem Staate das Recht absprach, zwischen freisinnigen und orthodoxen Juden zu unterscheiden und nach freisinnigen religiösen Gesinnungen die bürgerlichen Rechte abzumessen. Er hatte in dieser Schrift auch den aufgeklärten Juden das machtvolle Wort zugerufen:

„Nichts von Ausnahmen und Bedingungen! Schande über diejenigen, die sie für sich fordern! Denn sie wollen ihr gutes Recht

[1]) A. a. O. S. 36.
[2]) A. a. O. S. 37.

als ein Gnadengeschenk und lassen sich den Lohn ihrer Bildung und Aufklärung mit der Preisgebung ihrer minder glücklichen Brüder bezahlen".

Gegen diese Riesser'sche Schrift trat der Kirchenrat und Prof. Dr. Paulus in Heidelberg, der Herausgeber einer Zeitschrift: „Sophronizon, Beiträge zur neueren Geschichte, Gesetzgebung und Statistik der Staaten und Kirchen" mit einer judenfeindlichen Gegenschrift hervor. Paulus war ein rationalistischer evangelischer Theologe, dessen System es war, aus dem Christentum alles Dogmatische und Spezifische durch Umdeutung auszuscheiden, und der in Aufklärungsfanatismus und -intoleranz meinte, dass sich jeder zu dieser seiner geläuterten Religion bekennen müsse. Er bekämpfte die Emanzipationsbestrebungen der Juden in gehässigster Art, suchte deren Unzulässigkeit durch die Besonderheit der jüdischen Religionsgesetze darzutun und forderte von den Juden das Opfer einer „unschuldigen Ceremonie" d. h. der Taufe, wenn sie von Deutschland als gleichberechtigte Söhne aufgenommen werden wollten. Die Paulus'sche Schmähschrift erschien in einem wichtigen politischen Momente, nämlich kurz vor der Zeit, wo die badischen Kammern, deren Mitglieder als die vornehmsten Vertreter der politischen Freiheit galten, über die Stellung der Juden beraten sollten (März 1831), und alles erwartungsvoll des Votums dieser Versammlung harrte, deren moralisches Ansehen ein grosses war.

An diesen Judenfresser Paulus sandte nun Geiger einen Aufsatz, durch den er in dieser besonders kritischen Zeit den badischen Juden in den Rücken fiel. Er schreibt darüber in seinem Tagebuch:

„Schon lange hat mich das elende Treiben der jüdischen Theologen in Heidelberg und Würzburg, besonders in ersterem Orte, wo ich es aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, angeekelt, so dass ich Lust hatte, eine öffentliche Beleuchtung desselben erscheinen zu lassen. Durch einen neuen Vorgang angeregt, wurde der Vorsatz zur Tat; heute habe ich den Aufsatz an den Hofrat Paulus in Heidelberg geschickt, mit der Bitte, ihn im „Sophronizon" zu veröffentlichen. Wollte Gott, dieser Aufsatz verfehlte seine Wirkung nicht [1]".

Der Aufsatz selbst, der wohl nicht gedruckt worden ist, ist nicht bekannt. Doch kann auf seinen Inhalt geschlossen

[1] A. a. O. S. 37.

werden aus der Tagebuchnotiz und dem Begleitschreiben, in dem es heisst:

„Die Ueberzeugung, dass nur eine wahre, vernunftgemässe religiöse Bildung das Glück einer Gemeinde gründen, dass diese nur durch Anregung und krä[illegible] Förderung der Geistlichen stattfinden könne, hat mich stets so durchdrungen, dass ich in allen Lagen meines Lebens auf diejenigen unter meinen Glaubensgenossen, die teils schon geistliche Stellen bekleideten, teils sich zur Uebernahme solcher vorbereiteten, meinen Blick warf, ihre Gesinnungen und ihr Streben prüfend, ob nach Verbreitung des Lichts oder nach Stützung des Eitlen sie sich sehnten, und da fand ich leider, dass fast alle, bald aus verkehrten Ansichten, bald aus Mangel an gründlicher Wissenschaft, bald sogar aus engherzigen kleinlichen Absichten alle Gewalt, die ihnen verliehen wurde, dazu verwendeten, das Herkömmliche ohne Unterschied zu erhalten. So wunderte ich mich vorzüglich, als ich im Sommer 1829 die Universität Heidelberg besuchte, dort jüdische Theologen zu finden, die so in Finsternis wandelten und kaum eine Spur von der belebenden Nähe Ew. Hochwürden zeigten · · · So neuerdings wiederum angeregt, konnte ich den Wunsch nicht unterdrücken, die Sache, die so schön in Formen sich darstellt, in ihrer wahren Gestalt aufzudecken und auf ihre Blössen hinzuweisen. Da ermutigte mich auch der Gedanke an Sie, leuchtendes Vorbild und würdiger Verteidiger der Wahrheit und des Lichts, dass Ihnen bei dem Streben überall das Gute zu befördern und das Wahre zu vertreten selbst eine solche Aufdeckung lieb sein, und es Ihnen vielleicht gefallen möchte, diesen Aufsatz in Ihrem Sophronizon einzurücken · · · [1]).

Was Geiger hier tat, war also nichts anderes als die Aufdeckung der Blösse seiner Mutter, des Judentums, oder dessen, was er für deren Blösse hielt [2]). Dass er sich des Hässlichen seines Schrittes bewusst war, zeigt die Nachschrift:

„Ich erlaube mir noch die Bitte, weder dieses Briefes noch meines Namens erwähnen zu wollen, da dieser Aufsatz vielen Missdeutungen ausgesetzt, mir manche Unannehmlichkeiten zuziehen möchte [3])".

Um wieviel höher steht der edle und vornehme, nur um wenige Jahre ältere Riesser, der in hochsinniger Gerechtigkeitsliebe den Kampf für alle seine unterdrückten Brüder führte, als Geiger, der von Aufklärungsfanatismus verblendet, einem

---

[1]) A. a. O. S. 47.

[2]) Im Jahre 1862 verübte er ähnliches, indem er in seiner „Jüd. Zeitschrift" I, Seite 169 ein halachisches Prüfungsthema des Breslauer Rabbinerseminars geflissentlich lächerlich machte, was von dem Judenfeinde Professor Lagarde in seinen „Deutschen Schriften" aufgegriffen und seitdem oft gegen das Judentum ausgebeutet wurde.

[3]) A. a. O. S. 48.

Judenfeindle Waffen zur Bekämpfung des altgläubigen Judentums lieferte.

IV.

Während Riesser eine flammende Protestschrift gegen Paulus veröffentlichte, hatte Geiger, unbelehrt durch die böse Erfahrung, die er gemacht, nichts wichtigeres zu tun, als bei einem judenfeindlichen [1]) Schulrat Rossel, der eine Monatsschrift herausgab, die Rabbiner anzuklagen, die „ganz vom bösen alttalmudischen Geiste besessen, ganz abgewandt von wissenschaftlichem Streben" Schuld trügen, wenn bei den Juden „Leichtfertigkeit und Gleichgültigkeit gegen Religion und Sittlichkeit einreisst [2])".

Man muss die Verteidigung Riessers, der Jurist ist, und die Anklage Geigers, der Rabbinatskandidat ist, mit einander vergleichen, um den grossen Abstand zu ermessen, der zwischen der Hochherzigkeit, dem Gemeinsinn und der Charakterstärke Riessers und der Engherzigkeit und Lieblosigkeit Geigers obwaltet.

Welch' zornflammende Sätze schleudert der Jurist Riesser gegen die Taufe um der Karriere willen, und wie zahm und beinahe entschuldigend klingen die gleichzeitigen Worte des Rabbinatskandidaten Geiger über diesen Punkt in seinem Schreiben an Rossel:

„Wie viele nun, die vielleicht Zierden der Wissenschaft geworden wären, müssen, da sie entweder bei der Taufe sich nicht zu Glaubensmeinungen bekennen wollen, denen ihr Herz fremd ist, oder weil Rücksichten für Familien und Freunde sie zurückhalten, mit gebrochenem Herzen den geliebten Musen Valet sagen, um dem ihnen verhassten Handel sich zuzuwenden. · · · Gesetzt, ich hätte mich nicht entschliessen können, Theologe zu werden, die Schwierigkeiten wären mir zu bedeutend gewesen: was hätte ich anders tun können, als entweder in den Schoss der auf Erden allein seiig machenden Kirche überzugehen oder, was wahrscheinlicher ist, zu handeln und zu schachern [3]) ?"

Man erwartet ein Wort des Abscheus gegen die, welche um des Profits willen ihr Judentum verschachern, und hört lediglich den Ton des verdriesslichen Märtyrers, dem in dem Konflikt zwischen der Taufe und dem Kaufmannstande das Verwerfen der

---

[1]) A. a. O. S. 40.

[2]) A. a. O. S. 50.

[3]) A. a. O. S. 51.

Taufe nicht etwa selbstverständlich, sondern nur „wahrscheinlicher“ ist. Man würde in einem anderen Falle glauben, dass, wer so spricht, nicht gar so weit von der Taufe entfernt gewesen ist.

Geiger schien kein Herz für seine Brüder zu haben. Er war so vom Aufklärungswahn besessen, dass er den Plan betrieb, eine staatliche Trennung der aufgeklärten von den altgläubigen Juden herbeizuführen, welche den ersteren die bürgerliche Gleichberechtigung ermöglichen sollte. Er schrieb darüber an seinen Freund, den Rabbiner Ullmann in Koblenz:

„Die Juden eines ganzen Staates, die sich im Herzen vom Talmud losgesagt haben, sollen auch laut dasselbe tun und von ihrem Staate die Erlaubnis zur Bildung einer besonderen Gemeinde fordern. Halte diesen Plan nicht für abenteuerlich, er ist sehr einfach und leicht ausführbar. Ich habe einen Aufsatz hierüber geschrieben. · · · Wenn wir diesen ungestalten und uns entstellenden Koloss (d. h. den Talmud) abgelegt haben, dann können wir auf religiöses und bürgerliches Wohl mit gerechter Hoffnung blicken · · · Ich war vor einigen Tagen mit meinem Aufsatze beim Dr Wolf, sprach mit ihm hierüber fast zwei Stunden; er, der der Taufe nicht so abgewandt ist, wie ich es bin, kann freilich nicht diese Wärme dafür haben, aber dennoch bemerkte er, dass, wenn er diese Ueberzeugung hätte, dass diese getrennten Juden begründete Hoffnungen auf bürgerliche Gleichstellung hätten, er dazu kräftigst mitwirken würde [1])“.

Für den listigen Plan suchte er Verbündete und wollte seinen Freund veranlassen, in diesem Sinne durch Zeitungsartikel zu wirken:

„Einen Aufsatz der Art, der die Nachteile hervorhebt, welche die gewaltsame Verbindung dieser zwei so getrennten Teile hervorbringt sowohl in Bezug auf das religiöse und sittliche als auch bürgerliche Leben der nichtgläubigen Juden, jedoch letzteres in geringerem Masse betont, weil es dann fast blosser Eigennutz und nicht wahrhaft religiöses Streben scheinen könnte, ein solcher Aufsatz, sage ich, in ein Mainzer Blatt eingerückt, wird gewiss auch seine Wirksamkeit nicht verfehlen [2])“.

Einem solchen Tun gilt das zitierte Wort Riessers: „Schande über diejenigen, die · · · · · sich den Lohn ihrer Bildung und Aufklärung mit der Preisgebung ihrer minder glücklichen Brüder bezahlen lassen“.

Man sollte meinen, dass Geiger damals, bei einer solchen Gesinnung, überhaupt nicht daran dachte, ein Rabbineramt in

---

[1]) A. a. O. S. 55.

[2]) A. a. O. S. 56.

einer altgläubigen Gemeinde anzunehmen. Das war aber durchaus nicht der Fall. Um sich ein solches Amt nicht zu verscherzen, war er bestrebt, seine wahre Gesinnung mit kluger Berechnung zu verheimlichen. So heisst es z. B. in einem Briefe an seinen Bruder:

„Schon seit einiger Zeit hatte ich den festen Entschluss, nach Beendigung meiner Studien an der hiesigen Universität · · · nicht nach Frankfurt, als meinem Aufenthaltsorte, zurückzukehren, sondern mir dazu eine andere grosse Stadt · · · · auszuwählen · · · · In einer jeden grossen Stadt findet jetzt natürlich ein Konflikt der Meinungen statt, in welchem sich für eine Partei zu entscheiden die Fremde nicht nötigt, wohl aber die Vaterstadt, wo jeder Schritt mehr beobachtet, ein jedes Wörtchen mehr gedeutet wird, unumgänglich macht. Eine solche Entscheidung aber ist teils bei Erreichung eines Mittelweges für beide Parteien ungenügend, teils auch ist sie für einen solchen, der einst im Leben wirksam aufzutreten sucht, vor dem Dasein eines Wirkungskreises sowohl in politischer Hinsicht schädlich, als auch der späteren Wirksamkeit in den Weg tretend [1]“.

Dass es auch etwas gibt, was man Ueberzeugungstreue nennt, dafür scheint Geiger das Verständnis gefehlt zu haben.

Im Sommer des Jahres 1832 erwarb er sich ohne Erfolg um das Rabbinat der altfrommen Gemeinde Hanau. Im November 1832 wurde er zum Rabbiner in Wiesbaden gewählt.

V.

Für die Beurteilung von Geigers Charakter und innerer Persönlichkeit kommen, wie schon aus den bisherigen Proben zu ersehen war, besonders seine Briefe in Betracht, zumal diejenigen, die er an vertraute Freunde richtete, und in denen er seine Gedanken unverhüllt und ohne Rücksichtnahme zum Ausdruck brachte. „Gerade in Briefen an den innigen Freund, wo man sich konzentriert, wo nicht irgend ein Verhältnis und irgend eine Beziehung besprochen wird, sondern der ganze Mensch in seiner Einheit aus dem Knotenpunkt heraus, der sein ganzes Sein und Wirken umfasst, hervortreten soll [2]“ spiegelt sich das Wesen des Menschen am deutlichsten wieder. Die Briefe Geigers hat Ludwig Geiger als fünften Band der „Nachgelassenen Schriften“ veröffentlicht [3]. Ferner liegen seine Briefe an J. Dernburg vor [4].

---

[1]) A. a. O. S. 53.

[2]) Allg. Zeit. d. Jud. 1896 S. 320.

[3]) Berlin 1878.

[4]) Allg. Zeit. d. Z. 1896.

Diese, von demselben Herausgeber bearbeitet, sind zwar gekürzt und gemildert. Aber sie sind auch in der vorliegenden Fassung besonders wertvoll, da Geiger gerade mit Dernburg innig befreundet war und ihm ohne Scheu seine Gedanken mitteilte.

Seinen oben erwähnten abenteuerlichen Plan, eine Trennung der Aufgeklärten von der Gesamtgemeinde des Judentums zum Zwecke politischer Gleichstellung herbeizuführen, scheint Geiger nun mit dem Eintritt ins Amt aufgegeben zu haben:

„Siehe, lieber Freund, zwar geht es bei theologischen Dingen so wie bei politischen, so lange man nicht selbst an's Ruder gekommen, bildet man die Opposition und hat immer blos das letzte Ziel vor Augen, und die Huldigung, die der Verjährung und der Gewohnheit gebracht wird, ist ein Greuel; ist man aber selbst einmal an's Ruder gekommen, da identifiziert man sich mit den Wünschen des Prinzips, zu dem man sich bekennt, was aber blos zum Teil richtig ist. Wahr ist, dass, da man nun einmal dahin gelangt ist, die Gewalt in den Händen zu haben, und aus dieser Gewalt Aussichten sich eröffnen zur Realisierung der Wünsche, man auch streben muss, die Gewalt zu befestigen, damit man auch M i t t e l bleiben könne zu diesem höchsten Gedanken, aber nicht wahr ist es, dass nun schon durch das Erlangthaben der Gewalt alles geschehen sei, und alles b l o s darauf ankomme, die Gewalt zu behaupten. Hiernach richtet sich nun auch durchaus meine Wirksamkeit; allerdings trete ich bedächtig auf, aber entschieden, und huldige keinem Aberglauben, sondern das Gelindeste ist, dass ich ihn ignoriere". (Brief an Grünbaum, 29. Dez. 1832. L. i. B. S. 74.)

Der Freund, an den diese Zeilen gerichtet sind, hatte offenbar Geiger an dessen frühere Meinungen und Aeusserungen über das Judentum erinnert und ihn angefragt, warum er nun, da er doch ein Rabbineramt bekleide, seine mit so grossem Enthusiasmus angekündigten Reformideen nicht verwirkliche. Die gewundene Antwort Geigers bekundet den berechnenden Opportunisten, der dem altgläubigen Judentum Rechnung trägt, um sich seine Stellung nicht zu verderben.

„Aeusserliche Reformen kannst du natürlich von hier aus nicht erwarten, sowie überhaupt die Umänderung der Form erst mit der Umänderung des diese hervorrufenden und erhaltenden Geistes heilsam eintreten kann; freilich wirkt die Form auch wieder auf den Geist zurück, aber doch weit weniger und schwächer als dieser auf jene, da ja dieser jene notwendig nach sich zieht. Dies Verwerfen einer früheren Form oder die Annahme einer neuen, ehe der Geist eine andere Richtung erhalten, wird immer den grössten Anstoss erregen". (A. a. O.)

An dem Anstoss lag Geiger freilich nichts, aber seine Stellung stand dabei auf dem Spiel. Und das bewog ihn, jedem An-

stoss aus dem Wege zu gehen. Die Wiesbadener Gemeinde bestand nämlich zum allergrössten Teil aus ganz einfachen Landjuden, die am Hergebrachten hingen und für das, was Geiger Aufklärung nannte, kein Interesse hatten. Geiger hütete sich sorgsam, sich dort in seiner wahren radikalen Gesinnung zu offenbaren. Alle die kühnen Pläne, an denen er sich vor Antritt seines Amts berauscht hatte, waren wie Spreu verflogen, als die Wirklichkeiten des Lebens an ihn herantraten:

„Die Wiesbadner sind echte Landleute, wenigstens grösstenteils, und bei ihnen ist, wenn irgendwo, ein bedächtiges Auftreten nötig; war es nun schon früher mein Grundsatz, neue Grundlagen zu legen und auf ihnen aufzubauen, das alte zu ignorieren und es in sich zerfallen zu lassen oder erst dann die Hand daran zu legen, wenn es völlig morsch ist, so gebietet die Klugheit noch mit grösserer Strenge diese Massregel; dennoch aber halte ich hartnäckig an völligem Ignorieren, und obgleich ich das Judentum zu heben suche und es als hoch und heilig darstelle, demselben auch die wichtigsten religiösen Gedanken als Bestandteile zuschreibe, so spreche ich durchaus niemals von etwas Speziellem, das nicht die Wahrheit als Religion und Sittlichkeit aufstellt. Ersteres aber muss ich tun, damit die sittliche Kraft des Einzelnen gestärkt werde durch die Würde, die er als Jude zu haben glaubt, ferner muss ich vorzüglich auf die Regierung zu wirken suchen, dass diese sich bereits finden lässt zur kräftigen Unterstützung und, wenn es nottut, zuweilen zu Eingriffen". (An Dernburg, 14. Dez. 1832. A. Z. d. J. 1896, S 79.)

Der religiöse Stürmer und Dränger, dem alles Altjüdische ein Greuel war, das er am liebsten mit Stumpf und Stiel ausgerotttet hätte, musste, um seine Stelle zu behaupten, zum bedächtigen Diplomaten werden. Es war allerdings klar, dass ein solcher Zustand ihm höchst unbehaglich sein musste, zumal die Gemeinde und der ganze Wirkungskreis klein und eng war, und auch die Regierung sich nicht geneigt zeigte, sich zu Eingriffen bestimmen zu lassen.

„Dass meine Gemeinde mit mir zufrieden ist, ist das einzige, was mir zuweilen eine recht vergnügte Stunde macht; denn ohne dies könnte ich gar nicht begreifen, wozu ein Geistlicher in einer solchen Gemeinde tauglich ist . . . Aber auf der anderen Seite sehe ich auch noch eine solche Masse von Missbräuchen, ich muss so vieles, wenn auch blos durch Stillschweigen billigen, was ich recht bitter tadeln möchte, ferner ist alles so kleinlich, wohin ich wirken kann, dass ich mir dennoch gestehen muss: viel Mühe für geringen Erfolg". (An Dernburg, 18. Februar 1833. A. a. O. S. 80.)

VI.

Es ist unmögtich zu bestimmen, wie das religiöse Glaubensbekenntnis Geigers beschaffen war, wie sich das Judentum in seinem Kopfe malte. Fest stand bei ihm nur das Eine, dass das alte Judentum fallen müsse. Wie aber das neue, das er schaffen wollte, aussah, das wusste er selber nicht. Es herrschte in ihm ein wildes, schwankendes Gähren und Drängen. Er war, trotzdem er jeden Sabbat sehr erbaulich und eindrucksvoll zu predigen verstand, dennoch im Herzen ohne Glauben an das, was er be geistert verkündete.

„Ich selbst fühle in Predigten recht oft die erbauliche Kraft dieser Religion, aber ganz klar zum Begriffe bringen kann ich sie mir nicht. Gott steht uns etwas zu hoch darin. So lange er Nationalgott war, so lange er wenigstens die Juden bevorzugte, da lebte er in unserer Nähe und erhob uns doch auch zu sich. Nimmt man aber dem Judentum auch dieses, und hat es ferner jenes Annähernde der Liebe (d. h. wie das Christentum) auch nicht, auch natürlich nicht die Vermittlung eines Menschen, dann steht uns der weise Herrscher, wenn er auch einige Milde hinzufügt, sehr fern. Darum lasse ich auch gern die gemütlichen Vorstellungen vom Verdienst der Väter z. B. in Seelenfeier-Predigten walten, natürlich vernünftig modifiziert, kurz das Judentum ist als positive Religion etwas zu abstrakt und der Rationalismus macht es noch abstrakter; dies alles natürlich in Bezug auf eine Volksreligion. Welche jüdische Religion ich meine, wie ich von Offenbarung ganz abstrahiere, wie ich ferner auch ganz von theoretisch theologischem Gehalt absehe, wird Dir wohl klar geworden sein. Gesetzt nun auch, es sei wahr, dass die jüdische Religion wegen ihres Dogmenmangels, der aber auch eben leider Mangel der als das Höchste anerkannten religiösen Ideen anzeigt, weit entwickelungsfähiger sei als andere, was sich in der Erfahrung nicht zeigt, so will dies blos so viel heissen als: es lassen sich die verschiedensten Ansichten mit dem Judentum verbinden, eben ein Beweis, dass in ihm fast k e i n e liegt, und wer presst dann aus einer nackten Hülse derart Erbauliches? Mein Urteil über das Judentum ist freilich bei weitem nicht so hart, als es hier aus manchem Ausdruck scheinen könnte; aber ich will blos auf den Punkt verweisen, der dem jetzigen unbefangenen praktischen jüdischen Theologen eine recht grosse Sorge machen kann". (An Dernburg, 15. Juli 1833. A. a. O. S. 91.)

Daraus spricht deutlich genug, welche geringe Meinung Geiger eigentlich vom Judentum hatte, und um wieviel höher er das Christenuum bewertete. In denselben Briefen bekennt er auch, dass er nicht an die Unsterblichkeit der Seele glaube, und er spricht die Hoffnung aus, dass diese Lehre schwinden werde.

So sehr er auch, durch die Fesseln des Amtes genötigt, in der Praxis das Bestehende sanktionieren musste, aus Furcht, das Zutrauen seiner Gemeinde zu verlieren, im Herzen war er ein Radikaler extremster Art.

„Der Hinblick auf die Einrichtung des Kultus und wie selbst denkende Juden, denen die Bearbeitung des religiösen Elementes im Judentum das Leben füllen soll, keine es durchdringende und belebende Idee zu finden wissen, und wie sie hiermit doch jedenfalls zugestehen, dass es in seiner jetzigen Ausübung fast blosse Werkheiligkeit ist, mag einen jeden überzeugen, wie es in schneidendem Widerspruche mit unserer denkenden Zeit steht, und wie sehr nötig daher eine Radikaländerung demselben ist, da eben das Fortbestehen immer wieder neuerdings die Idee erzeugt, die zu verbannen ist. Ob nun die Natur des jetzigen Judentums wirklich so kräftig sei, eine Revolution zu ertragen, das ist eine Frage, die ich ebenso auf Portugal, Spanien und Italien anwenden möchte. Wo nicht gesunde, nachhaltige Kraft vorhanden ist, um die schmerzliche Operation siegreich bestehen zu können, da geht der Körper zu Grunde, und seine einzelnen Stoffe kehren dorthin, von wo sie genommen sind, und werden zu anderen Körpern verwendet". (An Dernburg, 30. Sept. 1833. S. 104.)

In dem altgläubigen Judentum konnte er, da er selbst ohne Glauben war, keine „durchdringende und belebende Idee finden". Er hatte bei seiner Antipathie gegen dieses Judentum für die hohen religiösen Ideen, die es durchwalteten, kein Verständnis oder wollte keines haben. Die Gefahren, denen der Radikalismus das Judentum aussetzte, kannte er, wie man sieht. Aber die möglichen Folgen kümmerten ihn wenig. Er war sich zwar bewusst, dass wenn das Judentum, dessen Glieder inmitten einer andersgläubigen Majorität zerstreut sind, sich erhalten und behaupten solle, es einen spezifischen, festen, den der Majorität an Kraft übertreffenden Glauben haben müsse, und er führt diesen Gedanken auch im selben Briefe aus und hebt hervor, dass den Juden, die in der Minorität seien, immer Jüdisches eigentümlich werden müsse, da nur die Liebe zum Judentum sie abhalten könne, unter der Menge zu sein.

Man sollte nun meinen, dass ein Jude, ein Rabbiner, der das einsieht, und der die Erhaltung des Judentums wünscht, in Konsequenz dieser Prämissen notwendigerweise zu dem selbstverständlichen Schlusse kommen muss, dass, wer auf die Juden einwirken will, die Erhaltung des spezifisch und eigentümlich Jüdischen im Auge haben muss. Aber Geiger stand auf dem ent-

gegengesetzten Standpunkt. Er wünschte nicht die Erhaltung des Judentums; ja, er war bestrebt, dessen Auflösung herbeizuführen. Er rechnete mit der nun einmal bestehenden Tatsache, dass Juden existieren und „sich wohl noch sehr lange erhalten werden". (A. a. O.) Aber er arbeitete, seinem eigenen Geständnis nach, darauf hin, das spezifisch Jüdische zu schwächen und den Auflösungsprozess zu beschleunigen. Er sagt:

„Ich habe niemals als meinen Zweck betrachtet zum Judentum zu führen, auch nicht die Juden zu Christen zu machen, obgleich Du natürlich in unserer Gegend weiter nichts von Dir siehst als solche (d. h. Juden oder Christen), sondern sie zum allgemeinen Menschentum hinzuführen und das Judentum immer von dessen Ansichten zu durchdringen, mag es dann später gehen, wie es geht; aber ich weiss dann, dass ich befördert habe die Zeit, da Gott einzig und sein Name einzig sein wird. Ich dringe auf Denken und Begründen bei sich selbst, · · · · benütze hierzu das Judentum, gehe von ihm aus zur beabsichtigten Regel, nicht aber von einem als wahr angenommenen Satze zu einem jüdischen Gebrauche, dessen Heilighaltung ich empfehle; ich gehe von ihm aus, weil ich zu Juden spreche und Juden zu Menschen machen will, nicht aber, weil ich in ihm die höchste Weisheit verehre und Menschen zu Juden machen will". (A. a. O.)

Das heisst mit dürren Worten nichts anderes, als dass Geiger aus kosmopolitischer Abneigung gegen das Judentum, innerhalb dessen er nun doch einmal ein Amt, und zwar als Rabbiner, zu bekleiden genötigt war, das Aufgehen des Judentums in der Menschheit und damit „mag es später gehen, wie es wolle" dessen Entwurzelung und Untergrabung propagierte.

Mit dieser seiner wahren Herzensmeinung hielt er zwar vorsichtig in der Oeffentlichkeit zurück und sprach sie nur vertrauten Freunden gegenüber aus. Aber er hasste den Zwang, den sein Amt ihm auferlegte, das er nicht aufgeben wollte oder konnte.

„Wäre ich in der äusserlich glücklichen Lage wie Du, mein Freund, hätte ich keine Verpflichtungen für die Zukunft, · · · · so würde ich mit Vergnügen auf meinen Weg hinblicken und nicht der geringsten Bedenklichkeit Raum geben, alles mit Schärfe auszusprechen, was mein Blut in Wallung setzt, und möge daraus entstehen, was da wolle". (An Dernburg, 23. Februar 1836. S. 115.)

VII.

Geiger war vom Judentum herzlich unbefriedigt, nicht etwa blos vom altgläubigen, sondern vom Judentum in jeder Facon. Es herrschte in ihm ein Zwiespalt, ein Zweifel an der Existenz-

berechtigung und -möglichkeit des Judentums, der es ihm unmöglich machte, sich darin zurechtzufinden. Erst im Jahre 1836, nach vierjähriger Wirksamkeit als Rabbiner, scheint es ihm gelungen zu sein, sich einen jüdisch-religiösen Gedankenbau zu konstruieren, der ihm behagte. Er schreibt:

„Seit einiger Zeit, mein Lieber, habe ich ein Judentum, das mich befriedigt, einen Glauben, dessen Grundlage das Vertrauen auf einen Weltlenker und die an uns gestellte Anforderung der Gerechtigkeit und Milde ist, der sich in Werken, die diesem Anspruche genügen, ausspricht und mit erhebenden Formen zur Erweckung dieser Gesinnungen umgibt. Das ist mir sicher Geist des Judentums, der aber schon in der Bibel, wenigstens im Pentateuche, nicht klar genug hervortritt". (A. a. O.)

Allein schon aus der paradoxen Bemerkung, dass der Geist des Judentums „schon in der Bibel", geschweige denn im nachbiblischen Schrifttum, d. h. also in der ganzen vorgeigerianischen Zeit „nicht klar genug hervortritt" ist deutlich zu ersehen, dass das, was er Geist des Judentums nannte, eben nichts anderes als sein eigener Geist war und auf einem schwankenden Subjektivismus beruhte, der nicht lange Bestand haben konnte, sondern wie Schaum verfliegen musste, da es jeden festen Prinzips ermangelte. Man hat den Eindruck, dass Geiger das Organ für die jüdische Religion fehlte, dass er in Bezug auf sie, sozusagen, farbenblind war. Man erkennt es, und er selbst sagt es im selben Briefe, dass er auch von diesem seinem subjektiv konstruierten Tendenzjudentum doch nicht befriedigt war. Er schreibt darüber:

„Diesen reinen Geist möchte ich wieder aufleben sehen, in seinem Gegensatze sowohl gegen das verknöcherte Judentum als auch gegen jeden andern falschen Geist. Diesen Geist möchte ich selbst beleben, den Formglauben entwurzeln, dem falschen Geiste nichts nachgeben, und wenn ihn auch nicht gerade direkt, doch indirekt bekämpfen. Aber ach, da fühle ich nicht bloss die eigene Schwäche, die der Wärme entbehrt, um die Ueberzeugung überzeugend auszusprechen, der Erkenntnis im einzelnen, um es anderen zur Erkenntnis zu führen; ich fühle auch die enge Haft, in der ich mich befinde, von der ein jeder meiner Schritte eingeengt wird, und freilich, ich fühle auch meist die Teilnahmlosigkeit, die ein jeder schwache Versuch findet. — Du siehst, mein Lieber, so gar sehr zufrieden bin ich auch nicht". (A. a. O.)

Er fühlt also, dass ihm selber Ueberzeugung und Wärme fehle, um andere mit Ueberzeugung und Wärme zu erfüllen. Es ist auch bezeichnend, dass er zwar das Verlangen hat, den „Form-

glauben" zu e n t w u r z e l n, aber „jeden andern falschen Geist", d. h. die völlige Religionslosigkeit, den Atheismus nicht direkt, sondern nur indirekt bekämpfen will. Der Atheismus war ihm entweder sympathischer oder erschien ihm minder gefährlich als das „verknöcherte" Judentum. Es ist daher nur konsequent, wenn er weiter schreibt:

„Was jetzt das hauptsächlichste ist, ist auf der einen Seite die Unhaltbarkeit der jetzigen Gestalt des Judentums, auf der andern der Nachweis, wie es dazu geworden, aber bis auf die älteste Spitze im einzelnen verfolgt. Alles andere ist keineswegs von Übel, aber, wenn ich so sagen darf, Luxus, und wir sind ja so arm und sollten unser Bischen noch luxuriös vergeuden!" (A. a. O.)

Er hält also alles andere ausser der N e g i e r u n g des alten Judentums für Luxus, er hält es für luxuriös, etwas P o s i t i v e s für eine Neugestaltung des Judentums schaffen zu wollen. Er will nur zerstören und hält das Aufbauen für überflüssig.

Sein Widerwille gegen das alte Judentum war so gross, dass ihm jedes Verständnis dafür fehlte, es könnten Denkende Gefallen daran finden:

„Gottlob, wir haben es so weit in der Schlemihligkeit gebracht, dass kein Denkender und Fühlender, wenn er einmal aus derselben herausgekommen, trotz aller Sehnsucht und allem Schmerze über Kahlheit und Zweifel, sich wieder da hineinfinden kann. Poetisch kann das alte Judentum nur dem sein, der es in einem daran hängenden Gemüte anschaut, in dem subjektiven Glauben, der überall Poesie ist. Aber die objektive Gestalt desselben, Ansichten und Aeusserungen im Leben, können nur abstossend wirken bei einem poetischen Gemüte, und deshalb haben wir auch nicht im geringsten die Folgen einer mittelalterlichen Romantik zu fürchten. Bei uns kann bloss der Kampf Genüge leisten, niemals die Rückkehr. Wohin der Kampf führt, darnach frage ich für jetzt noch nicht sehr viel". (An S t e r n, 31. März 1836. L. i. B. S. 88.)

Nun, wohin der Kampf führen musste, das konnte nicht zweifelhaft sein. Er selbst war sich dessen bewusst, dass ihm eine rechte religiöse Ueberzeugung fehle. Er schreibt:

„Warum ich seit einiger Zeit wieder nicht ganz vergnügt bin, weiss ich wahrlich nicht; die Hauptsache ist, dass ich nichts rechtes arbeite, und daran hat allerdings die Zeitschrift Schuld, die mir zwar viele Freuden macht, aber mich teils zersplittert, teils zu einer Bestrebung hinführt, zu der ein festerer Wille und eine tiefere Ueberzeugung, als ich sie besitze, gehört, nämlich das Judentum zu reformieren". (An Dernburg, 19. Juni 1836. A. Z. d. J. 1896 S. 140.)

Wenn Geiger also auch öffentlich für Reformen eintrat, wenn er, wie es im selben Briefe mit Selbstironie heisst, in Wiesbaden „mit grossem Geräusch, d. h. durch einen Vorstandsbeschluss, der vor Eröffnung der Lade verkündet wurde, und eine Rabbinerpredigt, die einer Explosion gleich war, den Aw harachamim abschaffte“, so war seine Herzensmeinung und innere Ueberzeugung die, dass Reformen zwecklos seien, da das ganze Judentum einer unaufhaltsamen Zersetzung entgegengehe.

„Alles wankt und bricht unter unsern Händen, wenn wir es nur leise berühren, und damit etwas Neues entstehen könne, muss wegrasiert werden, soviel als möglich · · · · Jetzt ist kaum mehr Zeit zu einer Reformation; Jetzt gilt es den Umsturz, und Gott gebe dann ein Neues! (A. a. O.)

Das Neue, das er ersehnte und erstrebte, war eine über allem Jüdischen und jenseits jeder positiven bisher existierenden Religionsform stehende Universalreligion, in der sich Juden und Christen zusammenfinden sollten. Der Rabbiner Geiger ersehnte und erstrebte die Auflösung der Religionsform des Judentums, das sowohl der Wahrheit als auch der Möglichkeit einer Veredelung entbehre. Er bekennt sich zu dieser haarsträubenden Ansicht in einem Schreiben an D e r n b u r g:

„Das religiöse Leben ist zu der Stufe gelangt, dass keine Konfession sich in sich abschliesset, dass nicht ein Streit innerhalb ihrer die Bewegung gänzlich ausmacht und die geistige Tätigkeit gänzlich ausfüllet, sondern es ist ein Zusammenarbeiten, ein Sicherstellen der Grundlagen aller positiven Religionen, Religionsurkunden und Religionsformen, es ist die unabweisbare Ueberzeugung, dass alles dieses geschichtlich Gewordene nicht auf seine ersten Anfänge zurückgeführt werden und durch diese Zurückführung wenigstens und in dieser möglichen Vereinfachung sein Bestehen sichern kann, sondern dass es im Gegenteil als ein in der Zeit Gewordenes, als ein weltgeschichtliches Moment, in welchem die ewigen Ideen sich ausgesprochen oder auch nur auszusprechen versucht haben, dass es aber nun unter keinen Umständen mehr als die Form dieser Ideen beibehalten werden kann, vielmehr ganz zur Seite gelegt werden muss. Und diese volle Ueberzeugung gerade ist es, welche demjenigen, der wirksam sein möchte, eine gewisse aufgeregte Unruhe einimpft, um so mehr, wenn er nun gerade in denjenigen Beruf eingetreten ist, welcher ihn als den Verkünder einer gewissen Religionsform bezeichnet, noch mehr, wenn er Verkünder einer solchen Religionsform ist welche nicht nur in ihrer jetzigen Gestalt durchaus des Gepräges der ewigen Wahrheit entbehrt, sondern auch nicht die Hoffnung einer künftigen Veredelung und Vollendung zu derselben hin in die Hand gibt. Umgekehrt ist dann auch freilich für solchen partiellen inneren Widerspruch die Gewissheit, dass a l l e jetzt bestehende Religion fallen müsse, tröstend und räum

wenigstens die Unzufriedenheit mit einem Zustande weg, in einen Kreis nämlich gebannt zu sein, welcher für eine ausgleichende Tätigkeit keinen Raum bietet, eben, weil Ausgleichung und Fortbildung innerhalb der Grenzen des Bestehenden überall nicht stattfinden, sondern nur auf den Trümmern der Gegenwart ein neues erbaut werden kann". (An Dernburg, 8. Nov. 1836. S. 164 f.)

Ein Kommentar zu diesen aus dem Munde eines Rabbiners geradezu g r a u e n h a f t wirkenden Worten ist überflüssig.

VIII.

Geigers Glaubensbekenntnis, das er freilich vor der Oeffentlichkeit geflissenslich verbarg, war ein antijüdisches, das in dem Wunsche gipfelte, das Judentum gleich jeder andern positiven Religion zertrümmert zu sehen. Er hasste die Schranken seines Amtes, das ihn verhinderte, seiner Herzensmeinung Ausdruck zu geben, und er wollte doch auf sein Amt nicht verzichten, das ihm auch die Möglichkeit gewährte, auf den jüdischen Kreis in diesem destruktiven Sinne einzuwirken.

„Dass ich die Schranken hasse, die mir persönliche Stellung und der Wunsch, in den niederen Kreisen zu wirken, auferlegt, auch andernteils wieder um dieses Wunsches willen zu der andern Art von Wirksamkeit nicht abstreifen mag, dass ich das freie, kühne Wort recht deutlich und recht begründet der Welt zurufen möchte und mich doch mit riesigen Armen abgehalten fühle, · · · · dass mir dies alles am Innern mächtig naget! dies, mein Lieber, begreifst du wohl und findest es natürlich. (A. a. O.)

Geigers brennender, drängender Ehrgeiz möchte gern im Vordertreffen auf die bestehende religiöse Welt durch seine Kritik losschlagen und durch seine Einwirkung, in Verbindung mit den Einwirkungen des Christentums, in die neue Religion eingehen.

„Das aber muss uns doch aufregen und auffordern zu unermüdlicher Tätigkeit · · · · Eines ist es, das den Grundgedanken hergibt, Nachweisung, wie alles, was sich vorfindet, ein Gewordenes ist und keine bindende Kraft habe.

· · · · Der Talmud muss weg, die Bibel, jener Komplex von meistens so schönen und erhabenen, vielleicht den erhabensten m e n s c h l i c h e n Büchern, muss als Göttliches weg; nun, nicht für heute und nicht für morgen, aber das Ziel bleibt es und ist es, und so arbeiten wir in Verbindung mit allen wahrhaften Bestrebungen der Zeit, und so fördern wir in der Studierstube mehr als durch hundert Predigten und vielfältige Erteilung des Religionsunterrichts". (A. a. O.)

Das Objekt zum Zeitwort „fördern“ fehlt, aber es ist unschwer zu ergänzen, wenigstens sinngemäss. Was gefördert wird, wenn der Talmud „weg muss“, wenn die Bibel „weg muss“, ist nichts anderes als: der Ruin des Judentums. Aber der Rabbiner Geiger war doch von Amteswegen verpflichtet, auf der Kanzel und beim Religionsunterricht ein anderes Ideal zu fördern? Hören wir weiter!

„Um Himmelswillen, wie kann diese Lügenhaftigkeit fortdauern, immer und ewig auf den Kanzeln die Geschichten der Bibel als wahre Begebenheiten zu erklären und an sie als an die höchsten Weltereignisse, an sie, die wir für uns in das Reich der Sage versetzt haben, Lehren anzuknüpfen und wenn auch weiter gar nichts, Texte aus ihr zu entnehmen? Wie lange noch soll jene Verdrehung des kindlichen Geistes mit jenen Geschichten, die den natürlichen Sinn des zarten Menschenkindes entstellen, fortdauern? Wie dies wohl zu ändern? (A. a. O.)

Jeder ehrliche und wahrhaftige Mensch hätte auf die Frage, wie „dies wohl zu ändern sei“, nur e i n e Antwort gegeben: Das Amt niederlegen, das zum Lügen nötigt. Anders Geiger. Er ist zwar schnell bei der Hand, wo es gilt, andere zu verdächtigen; er bezeichnet z. B. im selben Briefe den Kampf der christlichen Theologie gegen die zersetzende Kritik von D. F r. S t r a u s s als „Egoismus, der seine Konsistorialratsstelle zu verlieren fürchtet“. Aber die eigene entwürdigende Heuchelei, die ein Amt nicht verlieren will, das seinen Träger, um seinen eigenen Ausdruck zu brauchen, zur „Lügenhaftigkeit“ nötigt, übergeht er geflissentlich. Er gibt auf die Frage, wie diese Lügenhaftigkeit zu ändern sei, die Antwort:

„Je nun, eben durch das Hintreiben in die Enge, so dass es nicht mehr stattfinden kann, dadurch, dass man sich und anderen diesen Widerspruch aufdeckt, dadurch, dass man in alle Schlupfwinkel die Ausflüchtesuchenden verfolgt und so endlich den grossartigen Einsturz mit bewirkt, der eine alte Welt unter seinen Trümmern begräbt und eine neue uns eröffnet“. (A. a. O.)

War Geiger wirklich so blind wie er sich hier stellt? Fühlte er wirklich nicht, wie er selbst durch seine eigenen Worte „in die Enge getrieben“ „in seinem Widerspruch aufgedeckt“ als „Ausflüchtesuchender in alle Schlupfwinkel verfolgt“ war, wie er sich selbst aufs schwerste kompromittierte, sich selbst als charakterlos hinstellte, wenn er bei dieser seiner Ueberzeugung sein Amt beibehielt? Sollte er sich wirklich dessen nicht bewusst

gewesen sein, dass, solange er nicht bei sich selbst den Anfang machte und die Konsequenzen seiner Anschauung zog, je geschickter und scharfsinniger er die „Lügenhaftigkeit" in die Enge trieb, je geschickter und scharfsinniger er die Ausflüchtesuchenden in alle Schlupfwinkel verfolgte, desto deutlicher und klarer seine eigene Heuchelei zutage treten musste? Kann es eine schlimmere Heuchelei geben als die des Wahrheitsfanatikers? Er schreibt weiter:

„Lass uns doch, mein Lieber, doch erst recht scharf philosophisch und geschichtlich prüfend die einzelnen Bestandteile des Judentums in bezug auf Urkunden und in bezug auf bestehende Resultate untersuchen und noch nicht vom Schmerze, den die entstehende Leere erzeugt, sprechen, und in diesem uns sagen: Fiat justitia pereat mundus (d. h. das Recht muss seinen Weg gehen und sollte auch die Welt dabei zugrunde gehen), und die jüdische Welt, sie ist wahrlich klein genug". (A. a. O.)

Man starrt und staunt über die Herzlosigkeit, mit der ein Jude, ein Rabbiner, den Untergang des Judentums betreibt, über die Herzlosigkeit, die diesen Untergang als einen „von Rechtswegen" verdienten bezeichnet, den man garnicht so zu bedauern brauche, weil es sich dabei um den Verlust einer Sache handle, die „wahrlich klein genug ist". Geiger setzt zwar seinen Ausführungen die Worte hinzu:

„Ich habe dir nicht gesagt, was ich sagen gewollt, und was ich gesagt, nicht in der Weise gesagt, wie ich wünschte. Vielleicht komme ich noch ordentlich darauf zurück. Du aber, mein Dernburg, mögest deine vortrefflichen Anlagen diesem Zwecke weihen, dem Zweck der Allverbrüderung durch die Auflösung der kleinen Brüderschaften". (A. a. O.)

Aber, wenn auch nicht jedes W o r t auf die Wagschale gelegt wird, an dem Urteil über den G e i s t, der diese Bekenntnisse durchzieht, wird dadurch nichts geändert.

IX.

Der Herausgeber der Geiger'schen Briefe fügt diesen Bekenntnissen die Anmerkung hinzu:

„Diese Ausführungen, die gewiss manchem Leser nicht angenehm sind, dürfen wohl nicht als unbedingtes Glaubensbekenntnis Geigers gelten, aber jedenfalls als der treueste Ausdruck der inneren Kämpfe, die er in seiner Sturm- und Drangperiode durchzumachen hatte". (A. Z. d. J. 1896 S. 165.)

Ich vermag die Begriffe „unbedingtes Glaubensbekenntnis" und „treuester Ausdruck der innersten Kämpfe" nicht zu differenzieren und lasse es hier dahingestellt, ob Geiger später sich im

Herzen zu einem andern „unbedingten Glaubensbekenntnis“ durchgerungen.

Hätte er, der solche Gesinnungen im Innern hegte, in seiner Sturm- und Drangperiode öffentlich und unzweideutig seine Herzensmeinung zum Ausdruck gebracht und die Konsequenz aus ihr gezogen, so wäre vom sittlichen Standpunkte aus sein Verhalten ein lauteres gewesen. Aber was Geiger tat, war der Gipfel der Unwahrhaftigkeit. Im Herzen ohne jüdische Ueberzeugung, ohne Glauben an die Zukunft des Judentums, geberdete er sich in der Oeffentlichkeit als der überzeugungsvolle, zielbewusste Erneuerer des Judentums, der mit ehrlichem Enthusiasmus für dessen Umgestaltung eintrat und mit dem Brustton der Ueberzeugung verkündete, dass das Judentum dadurch eine neue Kraft und ein neues Leben gewinnen werde. Zwischen dem, was Geiger dachte, und dem, was er sprach, klaffte ein tiefer Riss. Er begründete im Jahre 1835 seine „Wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie[1])“, in deren Programm er die jüdischen „Theologen“ aufrief, dass sie mit „glaubensstarkem Mut“ (W. Z. I, S. 11) „mit froher Ueberzeugung die Wahrheit verkünden und ihr den Sieg verschaffen“. (S. 12) Er bekennt sich darin zu der Hoffnung, die er standhaft bewahren wolle, „dass nun Männer sich hervortun, die einen Geist haben zu lenken, die Zeit kennen, die sie lenken sollen, das Ziel kennen, wohin sie lenken sollen“. (S. 11).

Selbst ohne Glauben erhebt er eine lange Klage über den „Mangel an Glaubensinnigkeit in der jetzigen Judenheit“. (S. 141 f.)

Er, der seine wahre Herzensmeinung und Ueberzeugung vor der Oeffentlichkeit verbirgt, entrüstet sich in einem umfangreichen Aufsatz über die „Heuchelei, die erste Anforderung an den jungen Rabbiner unserer Zeit“. (A. a. O. S. 284 f.) Man muss, um den

---

[1]) Um sich und die Mitarbeiter an dieser Zeitschrift, soweit dieselben den philosophischen Doktorgrad erworben hatten, auch äusserlich als Theologen kenntlich zu machen, fügte er den betreffenden Namen statt des üblichen Dr., vom zweiten Bande an, ein lateinisches D hinzu, d. h. den eigentlich den Doktor der evangelischen Theologie bezeichnenden Titel, der nicht durch ein Examen erworben, sondern nur Ehren halber verliehen wird. Später hat er sich dieser kleinlichen Manipulation enthalten.

Charakter des Autors zu würdigen, seine oben zitierten, in den Briefen zum Ausdruck gebrachten Bekenntnisse mit den Ausführungen vergleichen, die er in diesem Aufsatz macht. Darin heisst es z. B.:

„Die traurigste Erscheinung ist jenes Schaukelsystem, das bald hierhin, bald dorthin sich neiget, es mit keinem verderben will, leise und schleichend auftritt, sich selbst und andere täuschen will". (S. 290.) „Was hat man nun vom Geistlichen zu verlangen? Dass er sich bewusst worden dieses Kampfes, dass er in sich den Balsam gefunden, der die Wunde heile, dass er den Riss in sich nicht geflickt habe und nicht zu verdecken suche, sondern, dass er ihn völlig geheilt, das Untaugliche weggeworfen und ein Ganzes in sich hergestellt habe". A. a. O.) „Was hat man vom Charakter des Geistlichen zu fordern? Dass er Kraft besitze, den Kampf zu führen in sich und nach aussen; dass er Redlichkeit besitze, die Notwendigkeit des Kampfes einzugestehen. Ist er schwach genug, sich selbst mit dem Schwanken zu begnügen, so mag er sich unter der Masse verlieren und selbst der heilenden Hand warten; ist er unredlich genug, den Kampf zu verheimlichen, um etwa nirgends anzustossen, so ist es schlecht". (S. 291.) „Eine entschiedene offene Herzensmeinung hört man niemals von ihnen. Man vergleiche sie nur einmal mit den Rabbinern der Vorzeit, wie würdig diese ihnen gegenüber erscheinen! Sie traten frei und kräftig auf, erlaubten, was sie für erlaubt hielten, ohne Zagen, bewahrten strenge das ihnen wichtig Scheinende, traten in offenem Feuereifer auf gegen solche, die ihnen verderblich schienen. Dort war Redlichkeit, aber hier sind die erniedrigendsten Schleichwege. Wahrlich, würde ihnen der Prophet Elias zurufen: Wie lange hinkt ihr noch nach den beiden Seiten hin? Ist Gott der Herr, so folget ihm nach; ist es Baal, so folget ihm · · · · Und die Folgen? Wie sie nicht anders sein können; Gott wendet man sich nicht zu, dem Baal entreisst man sich nicht, und vielleicht eine Zeit lang, wenn die Heuchelei mit der umsichtigsten „Klugheit" geübt wird, gewinnen sie die Herzen, aber es wird dennoch nicht bestehen". (S. 297 f.)

Wozu die Belege häufen! Die hier zum Ausdruck gebrachte Entrüstung über die Heuchelei Anderer wendet sich als Waffe gegen den Autor selbst. Jeder Satz ein Pfeil gegen den Schützen selbst, der ganze Aufsatz ein Schauer von Geschossen gegen ihn selbst.

Auf demselben Wahrheitsniveau steht ein anderer Aufsatz: „Die Rabbinerzusammenkunft, ein Sendschreiben" (W. z. f. j. Th. III S. 313 f.) Nur einige Sätze seien daraus hervorgehoben, in denen Geiger ein Urteil über die Rabbiner fällt, die religionsgesetzliche kasuistische Anfragen (Schaaloth), die an sie gerichtet werden, nach dem Religionskodex beantworten:

„Nun, Sie schlagen den Schulchan Aruch auf und geben die religiöse (!) Entscheidung, ob das Geschirr brauchbar sei, ob der Bart noch etwas wachsen müsse und dergl. Ums Himmelswillen, und da wollen Sie eine kräftige religiöse Belebung erwecken? und Sie erbleichen nicht vor Scham, Sie erglühen nicht vor Zorn über sich selbst, über Ihre Unwahrhaftigkeit, über Ihr schädliches Wirken? Ich weiss, was zur Entschuldigung hierzu dienen kann; ach, ich muss mich selbst oft in die Irrgewinde spitzfindiger Sophistik verflechten und mein Gewissen dort hinein retten; aber es sollte auch so bleiben? · · · · Das Medusenhaupt der Formenstarrheit muss abgehauen werden, und mag die Arbeit noch so schwer sein". (A. a. O. S. 321.)

Ferner:

„Mir scheinen im Allgemeinen die Begriffe über das zu gewinnende Zutrauen des jüdischen Geistlichen bei seiner Gemeinde, namentlich in der gegenwärtigen Lage des Judentums, ziemlich unklar zu sein. Sollte der Rabbiner wirklich dadurch das Zutrauen seiner Gemeinde sich zu erwerben suchen, dass er allen Verkehrtheiten und Gewohnheitsansichten, welchen einzelne oder mehrere auch die meisten Glieder derselben huldigen, sich anschmieget, so wüsste ich wahrlich kaum, wozu er denn sein „Zutrauen" gebrauchen will. Wenn er durch dieses Anschmiegen, stillschweigende oder gar laute Genehmigen solcher Meinungen die Anhänger derselben in ihren, einer freien Sittlichkeit widerstrebenden Tendenzen immer mehr bestärkt: auf welche Weise will er denn für die Durchdringung echter Herzensreligiosität wirken?" (A. a. O. S. 322.)

So schrieb er im Mai 1837. Es sei noch bemerkt, dass er damals in einem Briefe an den vertrauten Freund schreibt, er sei „dem Gedanken an eine geeignete Aufgebung des Rabbinats, um · · · Professor zu werden, sehr befreundet". (An Dernburg, 10. April 1837. A. Z. v. J. 1896, S. 188).

X.

Ein Jahr später sehen wir ihn in einem Aufsatze, betitelt: „Die zwei verschiedene Betrachtungsweisen. Der Schriftsteller und der Rabbiner", geschrieben am 13. Juni 1838, den entgegengesetzten Standpunkt vertreten. Darin führt er aus, dass der Schriftsteller frei und unumwunden Kritik an dem Bestehenden üben müsse und dürfe, anders aber liege die Sache bei dem Rabbiner. Es heisst dort:

„Es liegt · · · · in allen religiösen Einrichtungen ein gediegener Kern, wenn auch aus diesem heraus die äussere Erscheinung nun sehr seltsam sein mag. Dem Rabbiner muss es immer auf diesen Kern ankommen, und da sich dieser nun einmal in der bestehenden Form so äussert, so

muss ihm auch die Form von Bedeutung sein, weil er in ihr den Anhaltspunkt hat, den darin verhüllten Gedanken eindringlich zu machen. Es könnte ihm, ja es müsste ihm angenehm sein, wenn sich der Gedanke in einer zweckmässigeren Form darstellte: aber er benützt eben, was da ist. Er weiss es auch, dass ein äusserer Halt notwendig ist, dass sich leichter eine geheiligte Einrichtung nehmen lässt als geben, und indem er letzteres von der Zeit und von dem Ideenverkehre hofft, so muss er immer die bestehende Einrichtung nach ihrer möglichen heilsamen Auffassung bewahren. .... Er und seine Ansichten bilden dem Kreise gegenüber, in welchem er auftritt, ein Einziges und Zusammenhängendes, und sein Einfluss gründet sich vornehmlich auf das Zutrauen, welches man zu beiden hegt; sein Wort soll wirken als aus seinem Munde kommend .... Er ist ein treuer Verwalter, der da einsieht, dass er nicht alle Mängel in seinem Fache abstellen kann, nach den Verhältnissen sich richtet .... Ein Mann des Friedens muss er den Streit entweder ganz vermeiden, oder ihn doch nicht heftig werden lassen". (W. Z. f. j. Th. IV S. 328 f.)

Diese Ausführungen Geigers, welche mit den pathetischen Worten schliessen, dass er dem Herrn der Wahrheit sein Leben und sein Streben weihe, vergleiche man mit seinen hier zitierten Darlegungen aus den vorhergehenden Jahren, und man wird verblüfft sein über den plötzlichen tiefgehenden Wandel, der sich in der Gesinnung Geigers vollzogen hat. Was hat diese Sinnesänderung vollbracht? Der Inhalt einer simplen Zeitungsannonce, die am 12. April 1838 in der „Allg. Zeitung des Judentums" stand und lautete:

„Eröffnete Konkurrenz für eine Rabbinatsassessor-Stelle in Breslau.

Das unterzeichnete Kollegium beabsichtiget, die durch Quieszierung eines Mitgliedes des hiesigen Rabbinatskollegiums erledigte Stelle eines Rabbinatsassessors (Dajan) bald wieder zu besetzen.

Es wird für dieses hochwichtige Amt, innerhalb einer Gemeinde von mehr als 5000 Seelen, ein Gottesgelehrter von umfassender biblischer und talmudischer Gelehrsamkeit, von gründlicher wissenschaftlicher Bildung und von strenger Religiosität gewünscht, der ausser den amtlichen Funktionen eines Dajan zugleich die Abhaltung allsabbathlicher belehrender und erbaulicher Synagogal-Reden in rein deutscher Sprache zu übernehmen im Stande ist.

Das dem Rabbinatsassessor zu fixierende Gehalt und die mit seinem Amte verbundenen Emolumente sichern dem zu Erwählenden ein gutes Auskommen, und das allgemein und lebhaft sich aussprechende Verlangen nach religiöser Erhebung und Erbauung eröffnet dem gewissenhaften Seelenhirten einen überaus erfreulichen Wirkungskreis.

Diejenigen Herren Theologen, welche um das gedachte Amt sich zu bewerben geneigt sind, wollen ihre Gesuche mit Beifügung der nötigen

Studien- und Rabbinats-Befähigungs-Zeugnisse innerhalb der nächsten drei Monate dem unterzeichneten Kollegium zukommen zu lassen".

Breslau, Ende März 1838.

Das Obervorsteher-Kollegium der israelitischen Gemeinde".

Für diese Stelle war Geiger in Aussicht genommen. Er gab privatim dem Dr. W. Freund, dem Vorsitzenden des „Komitees zur Berufung eines Gemeinderedners", mit dem er schon vorher freundschaftlich verbunden war, seine Bereitwilligkeit zu erkennen, das Amt anzunehmen. Er, der sich früher in ehrlicher Entrüstung über diejenigen ereifert hatte, die „nicht vor Scham erbleichen, nicht vor Zorn über sich selbst, über ihre Unwahrhaftigkeit, über ihr schädliches Wirken erglühen, wenn sie religiöse Entscheidungen geben, ob das Geschirr brauchbar sei u. s. w.", bewarb sich um eine Stelle als Dajan, von dem „strenge Religiosität" gefordert wurde, der kasuistische Anfragen nach dem Religionskodex zu entscheiden verpflichtet war.

Im Jahre 1838 legte Geiger sein Amt in Wiesbaden nieder. Die Stelle war klein, und die Wirksamkeit eine begrenzte. Er hatte vergebens versucht, eine Organisation der jüdischen Gemeinden des nassauischen Herzogtums durch die Regierung herbeizuführen und dadurch sein Amt zu erweitern. Einige gesetzestreue Juden reichten eine Gegeneingabe, die sich gegen den Organisationsplan wie gegen die Persönlichkeit Geigers richtete, bei der Regierung ein, und diese betrachtete die Angelegenheit als eine intern jüdische und liess sich auf nichts ein. Geigers Wünsche wurden nicht erfüllt, und so verliess er Wiesbaden am 2. Juli 1838 und begab sich zunächst nach Frankfurt a. M. Seine Amtsniederlegung kam zwar überraschend, war jedoch eine freiwillige. Es verbreitete sich aber im Publikum das Gerücht, dass er nicht aus freien Stücken, sondern unfreiwillig gegangen sei, weil er am Sabbath beim Anbrennen einer Tabakspfeife überrascht worden wäre.

Kurze Zeit später erschien auch in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums" (1838, Nr. 99) folgende Notiz:

„Wiesbaden, 1. August. (Privatmitteilung.) Da die Allg. Zeit. d. Jud. mehrere Artikel aus Frankfurter Blättern zu Ehren des von uns geschiedenen Dr. Geiger aufgenommen hat, so erlauben wir uns auch, sie um Aufnahme der Bemerkung zu ersuchen, dass der Herr Dr. Geiger nicht freiwillig sich von uns getrennt hat, und dass dies der Erfolg einer offenen Verletzung

des Sabbathgesetzes gewesen, welche mit den Pflichten eines jüdischen Geistlichen nicht vereinbar schien."

Diese Mitteilung wurde in einer späteren Nummer widerrufen (1838, Nr. 113):

„Magdeburg, 2. September. Wir freuen uns, endlich ein Gerücht in seiner ganzen Lügenhaftigkeit nachzuweisen, welches, nachdem es seinen Weg durch mehrere Zeitschriften genommen. auch in unsere Zeitung sich eingedrungen hatte. Die Nachricht in Nr. 99 über den Abgang des Herrn Dr. Geiger von Wiesbaden, war uns mit drei namhaften Unterschriften versehen, zugekommen, und konnten wir ihm so die Aufnahme nicht verweigern. Wir würden diese Herren hier namentlich aufführen und der öffentlichen Schande übergeben, wenn wir sie nicht zu sehr verachteten, um uns noch länger mit ihnen zu beschäftigen."

Die „Allg. Z. d J." veröffentlichte ausserdem ein Schreiben des Wiesbadener Gemeindevorstandes, in welchem die Angabe, dass Geiger nicht freiwillig, sondern in Folge einer offenen Verletzung des Sabbathgesetzes gegangen sei, amtlich als „vollkommen wahrheitswidrig und verläumderisch" bezeichnet[1]) und das freiwillige Scheiden mit herzlichen Worten des Bedauerns bezeugt wird. Ferner trat kein Geringerer als Gabriel Riesser, der damals in Bockenheim lebte und mit Geiger befreundet war, für ihn ein, indem er ein geharnischtes Schreiben an die A. Z. d. J. richtete und die Notiz als eine feige Verleumdung geisselte[2]). Er schrieb:

„Der Unterzeichnete hat sich nach dem Vorgange erkundigt und kann demgemäss dem Publikum die Versicherung geben, dass die Notiz eben nichts als eine reine, nackte Lüge ist. Es scheint allerdings, dass von einer Seite her der Versuch gemacht worden ist, einem albernen Märchen von einer durch Dr. Geiger verschuldeten Verletzung des Sabbaths bei einigen Dummköpfen Eingang zu verschaffen, aber abgesehen davon, dass jenes Märchen bei keinem einzigen urteilsfähigen Menschen Glauben gefunden hat, so ist es gewiss und kann durch Aktenstücke vollständig erwiesen werden, dass dasselbe mit dem Rücktritte des Herrn Dr. Geiger von seinem früher in Wiesbaden verwalteten Amte auch nicht in der entferntesten Beziehung steht."

Nach diesem Schreiben kann es nicht zweifelhaft sein und darf als feststehend betrachtet werden, dass Geigers Amtsniederlegung eine freiwillige war. Dagegen bleibe dahingestellt, ob die Behauptung an sich, dass er sich der Verletzung des Sabbath-

---

[1]) Vgl. Abr. Geigers Nachgelassene Schriften I, S. 48.

[2]) Vgl. a. a. O. I S. 48.

gebotes schuldig gemacht habe, eine unwahre gewesen ist, da es notorisch ist, dass Geiger später, als er älter und gereifter war, den Sabbath durch heimliches Tabakrauchen zu entweihen, kein Bedenken trug.

XI.

Im Juni 1838 erhielt Geiger durch die Vermittelung Freund's vom Breslauer Obervorsteher-Kollegium die Einladung, dort eine Gastpredigt zu halten. Er folgte derselben und kam am 18 Juli 1838 in Breslau an. Hier spielte er sich mit Ostentation in seinem äusseren Auftreten als einen Mann strengster skrupulöser orthodoxer Observanz auf, der mit penibelster Gewissenhaftigkeit die Religionssatzungen beachtet.[1]) Am Türpfosten der Gaststube, in der er logierte, vermisste er die Mesusa und ordnete die Anbringung derselben an, obwohl nach dem Religionsgesetz für einen nur vorübergehend bewohnten Raum die Mesusa-Pflicht nicht besteht. Er war eben skrupulöser als der Schulchan-Arach. Er lehnte jede Einladung zum Essen ab, aus Furcht, dass das Kaschrus nicht einwandfrei sei. Das Samtkäppchen wich nicht von seinem Haupte. Es musste ein Bartzwicker aufgetrieben werden, um den Bart nach ritueller Vorschrift abzunehmen. Er ging am Sabbath auf dem Wege von seinem Logis nach der Synagoge gleich einem alten orthodoxen Rabbi mit über den Kopf gezogenen Talis, um damit ostentativ zu bekunden, wie ernst er es mit dem Verbote des Tragens am Sabbath nehme.[2])

[1]) Sendschreiben der grossen Mehrzahl. S. 2. — Deutsch, Rücksprache mit allen Gläubigen. S. 3.

[2]) Im „Israelit des 19. Jahrh." 1845, S. 207, befindet sich in einer vermutlich von Geiger verfassten oder inspirierten Korrespondenz zur Verteidigung dieses Verhaltens Geigers eine ausführliche Auseinandersetzung über die Begriffe Heuchelei und Pastoralklugheit. Demgegenüber ist auf die oben zitierten Ausführungen Geigers in W. Z. f. j. Th. I S. 297. III S. 322 zu verweisen, ferner auf eine zutreffende Bemerkung des Mitbegründers der Berliner Reformgemeinde S. Stern (Geschichte des Judentums S. 272): „Wenn es auf diesem Gebiete eine Klugheit gäbe, die in der Praxis gebietet, den Verhältnissen gegen die eigene Ueberzeugung Rechnung zu tragen, so würde dieselbe Klugheit gewiss auch gebieten, mit der Veröffentlichung der entgegengesetzten Theorien so lange zurückzuhalten, bis jene Hindernisse beseitigt sind; damit nicht in die Geister und Gemüter eine unselige Verwirrung und ein verderbliches Misstrauen hineingetragen werde."

Seine Predigt hatte einen durchschlagenden Erfolg. Sie liegt gedruckt vor (N. Schr. S. 356 f.), ist eine gute homiletische Leistung und ein Meisterstück der Diplomatie. Geiger wurde fast einstimmig, mit 56 von 57 Stimmen gewählt. Doch musste er erst die preussische Naturalisation erlangen, um anstellungsfähig zu sein. Es wurden für und gegen ihn Eingaben bei den Behörden gemacht, die öffentlichen Zeitungen in Anspruch genommen und Flugblätter veröffentlicht. Er nahm in der Zwischenzeit, um seine Angelegenheit intensiver betreiben zu können, in Berlin seinen Wohnsitz und erlangte schliesslich Ende 1839 die Naturalisation. Sein Amtsantritt erfolgte im Januar 1840 und ward der Anlass zu heftigen Fehden und vielen Verwirrungen. Ehe ich auf diese eingehe, sei noch etwas vorausgeschickt.

Geiger besass ein stark potenziertes Selbstbewusstsein und war überaus empfindlich, wenn daran gerührt wurde. Er war ein guter Hasser und wusste bei seinem leidenschaftlichen Temperament Person und Sache nicht von einander zu trennen. Er war trotz seiner genialen Begabung von einer kleinlichen Eitelkeit, die für Beifall sehr empfänglich war und ihn gern in seinen Briefen registrierte. Abfällige Kritik konnte er nicht vertragen und trat sachlichen und prinzipiellen Einwänden mit persönlichen Invektiven entgegen.

Diese Methode schlug er z. B. auch S. R. Hirsch gegenüber ein. Während er im Jahre 1836 dessen „Neunzehn Briefe" mit grosser Achtung rezensiert und, obwohl er dem darin waltenden Geiste nicht beipflichtete, dennoch dem Autor hohe Anerkennung gezollt hatte,[1]) überschüttete er ihn im Jahre 1838 mit den gröblichsten Beschimpfungen, nachdem Hirsch ihm in seinen „Mitteilungen aus Naphtalis Briefwechsel" entgegengetreten war. Er war nämlich vorher der Ansicht, Hirsch werde gegen ihn und seine Gesinnungsgenossen keine Schritte tun, weil er zu ihm Zutrauen habe.[2]) Als er sich aber in dieser Erwartung getäuscht sah, quittierte er die Gegnerschaft Hirsch's mit einer Rezension des „Horeb" und der „ersten Mitteilung aus Naphtalis

---

[1]) W. Zeitschr. f. j. Th. 1836 S. 351 und 518.

[2]) Leben in Br. S. 55.

Briefwechsel", die an Gehässigkeit ihresgleichen sucht.[1]) Die Rezension schliesst mit dem Ausbruch:

„Es hat sich hier das Innere des Mannes, so zum Entsetzen und Abscheu eines jeden Verständigen und Wohlgesinnten hervorgekehrt, dass man nur die Wahl hat, ob man ihn verachten oder bedauern will. In diesen Pfuhl von Trivialität, Gemeinheit und albernen Spässen, in welchem sich der Verfasser, der die fast unausbleibliche Metamorphose aus dem Phantasten in den Fanatiker nun durchgemacht, so selig wälzt, tiefer einzudringen, ist eines jeden gebildeten Menschen unwürdig. Musste mich daher bei der ersteren Schrift (d. h. dem Horeb) der Spruch des Weisen, Sprüchwörter 26. 5 („Antworte dem Thoren nach seiner Narrheit, dass er sich nicht weise dünke") zu einer Widerlegung veranlassen, so muss mich bei der zweiten Schrift (d. h. der „Ersten Mitteilung") der Grundsatz leiten Sprüchwörter 26. 4 („Antworte dem Thoren nicht nach seiner Narrheit, dass du nicht selbst dich ihm gleichstellest.")

Dieser unqualifizierbare Ausfall charakterisiert treffend die Art, in der Geiger gegen seine Gegner kämpfte.

Eine Schrift, die, wie Hirsch's „Erste Mitteilungen", den erschütterndsten Ernst, die lauterste Gesinnung, die glühendste Liebe zum Judentum atmet, einen „Pfuhl von Trivialität, Gemeinheit und albernen Spässen" zu nennen, ihren Verfasser, ohne auch nur den Versuch einer Widerlegung zu machen, in der oben erwähnten Art zu beschimpfen und zu verunglimpfen, das ist ein Verhalten, zu dessen Kennzeichnung jeder parlamentarische Ausdruck fehlt. Es wird, um das deutlich zu machen, genügen, nur einige Sätze aus den „Ersten Mitteilungen" zu zitieren:

„Es blutet das Herz, so viele Bestrebungen, so viele Geister, die Werkzeug sein könnten für den heiligen Aufbau unseres Lebensheiligtums verloren zu sehen für diesen heiligen Zweck! Es blutet das Herz, so manche Eitelkeit beleidigen, so schonungslos das Erbärmliche als erbärmlich zeigen zu müssen — aber wie das Herz auch blute, Täuschung ist jederzeit der Gifthauch, der alles Leben tötet, und nie mehr als jetzt, und nirgends mehr als in diesem Kreise, tat es not, die Dinge einmal zu zeigen, nicht wie sie scheinen, sondern wie sie sind." (S. 65.)

„O, dass unser Schmerzensruf dringen könnte von Weiler zu Weiler, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land und wach rufen könnte die Brüder, die noch schlafen, wach rufen könnte die noch schlummern, wach rufen die Brüder, die im Schmerz dumpf hinbrüten, wach Alle zur Pflicht in der Nacht!

Was wir könnten? was wir sollten? der Einzelne? Wir Alle?

---

[1]) W. Z. f. j. Th. 1839. S. 355 f.

Wach sein zuvor, nicht schlafen, wo der Ernst der Zeiten zur Tätigkeit ruft. In einer solchen Zeit der Auflösung trägt jeder die ganze Last des Ganzen, Keiner darf schlafen, weil Alle wirken müssen!

Und was nun wirken der Einzelne, der Kaufmann, der Handwerker, der Ungelehrte? O, nicht in den Studierstuben der Gelehrten allein ist der Krankheit zu begegnen, im Leben triffst Du sie an, und Kaufmann, Handwerker, Ungelehrte, alle die, die sich im Leben bewegen, mehr als der vom Leben ferne Gelehrte, vermöget Ihr in solcher Zeit! Womit? mit eurem Ernst zunächst! Es sei euch ernst um die Erhaltung des Gesetzes in eurem und eurer Kinder Leben! Streitet nicht mit Andersdenkenden, feindet sie nicht an! Aber den Ernst, die Entschiedenheit, die Ganzheit in eurem und eurer Kinder Leben setzet stillschweigend entgegen, dem Leichtsinn dem Schwanken, der erbärmlichen Halbheit, die auf der andern Seite sich geltend machen will. Lasset jedem das Recht, seine Meinung auszusprechen, aber wahret auch euch das Eure, und sprechet auch eure Meinung aus, wo es gilt, ernst und ruhig, voll und würdig! Verkümmert Keinem das Recht, nach seiner Weise zu leben, aber wahret auch euch das Eure, und lebt nach göttlichem Gesetz ruhig und ernst, offen und frei! Hindert keinen in der Erziehung seiner Kinder nach seinen Ansichten, aber erziehet auch eure nach der eurigen, und zu der eurigen! Ihr beklaget den Verrat Anderer am Gesetz? Wohlan, so erziehet eure Kinder zu entschiedener Treue gegen das Gesetz!“ (S. 78)

Man mag sich zu Hirsch's Auffassung vom Judentum noch so ablehnend verhalten, man mag seine Tendenz für noch so verfehlt erklären, in wem auch nur ein Funke von Gerechtigkeit glüht, der möge, wenn er diese Sätze Hirschs der an ihnen geübten Kritik Geigers gegenüberstellt, urteilen, wessen Inneres sich hier „zum Entsetzen und Abscheu eines jeden Verständigen und Wohlgesinnten hervorgekehrt.“

Als Hirsch im Jahre 1844 für das mährische Landrabbinat in Nikolsburg, das er auch kurz darauf antrat, in Aussicht genommen war, erschien im „Israelit des 19. Jahrhunderts“ (Nr. 50, Sonntag, den 15. Dezember 1844. S. 405) eine längere Korrespondenz „Von der mährischen Grenze im November 1844“, welche die gröblichsten Schmähungen gegen Hirsch enthielt. Die Korrespondenz beginnt mit den Worten:

„Endlich ist das gewitterschwere, finstere Gewölke, das über uns herzustürzen drohte, von unserm Horizonte weggezogen; dem wunderschnellen Hirsch, der mit dem ungeheuren Berge Choreb in seinem Geweihe unaufhörlich von der Themse nach der March und von der March nach der Themse läuft, ist von unserer Seite ein undurchdringliches Eisengitter vorgeschoben worden: Dem Landrabbinen Hirsch in Emden ist nunmehr jede Aussicht auf

das mährische Landrabbinat benommen. Die Einsichtigen hatten nun Zeit und Gelegenheit, die tollhäuslerische Verschrobenheit und die gespreizte Ignoranz des Mannes deutlich zu erkennen, und während er die langen Pfaffenhände von Nikolsburg bis nach London ausstreckte, fiel ihm unvermerkt der scheinheilige Mantel von den feisten Schultern, und der raffinierte Jesuit erschien in seiner wahren Gestalt."

Es wird dann weiter darin mitgeteilt, dass der Rabbiner Fassel in Prossnitz Protest gegen „den hirnverbrannten Chorebiten" in Nikolsburg eingelegt, aber

„nachdem der Rabbiner Dr. Frankel in Dresden an ihn geschrieben und ihn versichert hatte, dass Hirsch gar nicht so schroff sei, als er in seinen Schriften erscheine, und dass er auch seine schriftlichen Ansichten bereits geändert hätte und noch ändern werde"

habe Fassel seinen Protest zurückgenommen u. s. w.

Gegen diese Korrespondenz im „Israelit des 19. Jhrh." erschien nun im „Orient" (1845. S. 46) eine Richtigstellung des Rabbiner Fassel, worin dieser erklärt, dass die Korrespondenz von Entstellungen wimmele. Frankel habe z. B. in dem erwähnten Briefe an ihn das gerade Gegenteil geschrieben, nämlich:

„Hirsch ist unstreitig ein Ehrenmann, ein Charakter כבלע באין עיפה, an dem es unserer Zeit nottut. Ein solcher Mann sollte nicht angetastet werden. Sind auch seine Ansichten schroff, so verdient er eben wegen seiner Biederkeit, da er in unserer feinen und glatten Zeit nicht ansteht, mit seiner Ueberzeugung hervorzutreten, Achtung."

Fassel erklärt, dass die Israelit-Korrespondenz „drei erwiesene Lügen", „Eine mutmassliche Lüge" und „Eine Unrichtigkeit" enthalte. Er schliesst mit den Worten:

„Ich zähle mich nicht zu den Verehrern des Herrn Hirsch, aber Ausdrücke wie „Tollhäuslerische Verschrobenheit" „Gespreizte Ignoranz" „Pfaffenhände" „Raffinierter Jesuit" „Hirnverbrannt" und dgl. auf die Person des Herrn Hirsch angewendet, müssen jeden redlichen Menschen mit Abscheu erfüllen".

So weit Fassel. Es entsteht nun die Frage: Wer ist der Korrespondent im „Israelit des 19. Jhrh", der solche Waffen braucht? Stil, Temperament und Tendenz lassen zwar an sich schon die Vermutung nicht allzufern liegen, dass Geiger, der damals zahlreiche Korrespondenzen für diese Zeitung lieferte, auch diese Korrespondenz „Von der mährischen Grenze" verfasst habe. Allein das wäre eine blosse Vermutung, die nicht berechtigte, Geiger bestimmt als Autor zu bezeichnen, zumal die Dar-

stellung eine vertraute Kenntnis von Vorgängen in Mähren aufweist, und man sich fragen muss, woher Geiger in Breslau diese Kenntnis von Einzelheiten der Nikolsburger Rabbinerwahl hatte.

Da will es nun ein Zufall, dass diese Frage beantwortet, und zugleich der Urheber der Intrigue bestimmt ermittelt werden kann: In einem Briefe Geigers (An Honigmann, vom 23. Oktober 1844. L. i. Br. S. 176) befindet sich folgender Passus:

„Die Ankunft Fassels war jedenfalls ein glückliches Intermezzo, das gar keine allgemeinere Absichten hatte, aber ein neues vermittelndes Element in die Betrachtung einführte, und so jener angeblichen orthodoxen Schroffheit einen harten Schlag versetzte“.

Dieser Passus ist, so wie er lautet, unverständlich, Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass der Herausgeber hier etwas fortgelassen hat[1]), darunter die Namen Hirsch und Frankel. Das „vermittelnde Element“ ist Frankel, und die „angebliche orthodoxe Schroffheit“ bezieht sich auf Hirsch. Geiger schreibt also im Oktober 1844, dass Fassel in Breslau gewesen sei und ihm von dem oben erwähnten Briefe Frankels berichtet habe, in welchem stünde, dass Hirsch in seinen Anschauungen gar nicht so schroff orthodox sei, wie er in seinen Schriften scheine. Der Ausdruck „glückliches Intermezzo“ zeigt die Freude und Genugtuung, die Geiger darüber empfand, dass der verhasste Gegner durch den Brief Frankels blossgestellt sei.

In diesem Briefe Geigers an Honigmann befinden sich nun zwei Irrtümer, erstens, dass Frankel geschrieben habe, Hirsch sei nicht so orthodox, wie er scheine, während in Wirklichkeit das oben zitierte Schreiben Frankels das Gegenteil enthielt, zweitens, dass es kompromittierend für Hirsch sei, wenn Frankel die orthodoxe Schroffheit Hirsch's in Abrede stelle, während in Wirklichkeit kein Mensch einsieht, wieso Hirsch für eine Ansicht, die Frankel über ihn hat, verantwortlich gemacht werden kann.

Geiger hat also die Mitteilung Fassels falsch verstanden und sie ausserdem in einer ganz willkürlichen Weise interpretiert. Dieselbe Unrichtigkeit und dieselbe willkürliche Interpretation finden sich nun in der „Israelit“-Korrespondenz vom November

---

[1]) Der Originalbrief, der wohl noch vorhanden ist, würde das bestätigen.

desselben Jahres vor. Auch wenn also Fassel über die mährische Angelegenheit ausser mit Geiger noch mit einem A n d e r n gesprochen hat, so wäre es doch ein Unding, anzunehmen, dass diesem Andern das gleiche Missverständnis und die gleiche irrige Interpretation unterlaufen, und dass derselbe zugleich ein fanatischer Hasser Hirsch's und ausserdem Korrespondent des „Israelit" gewesen sei. Die Beweiskette ist demnach geschlossen: Der Verfasser war G e i g e r, der sich nicht scheute, sich solcher Waffen gegen einen Gegner zu bedienen.

Um ein zweites Beispiel anzuführen: G r ä t z hatte ein Werk Geigers „Lehr- und Lesebuch der Mischna" rezensiert und nachgewiesen, dass Geiger sich zahllose Fehler, Irrtümer und Willkürlichkeiten habe zu schulden kommen lassen, und dass der Arbeit das Hauptrequisit einer wissenschaftlichen Behandlung, die Unparteilichkeit, abgehe, weil sie die Rechtfertigung eines bereits im Leben eingenommenen Standpunkts zum Hintergrund habe. G r ä t z sagt am Schlusse der Rezension:

„Ich habe meine kritischen Feldzüge mit offenem Visier unternommen und hoffe, dass Herr Dr. Geiger bei etwaiger Rechtfertigung mir ebenso offen begegnen wird, dass er sich nicht aus dem sichern Versteck feiger Anonymität unanständige Ausfälle auf meine Person und meine Vergangenheit erlauben wird, wie es im Israeliten in Bezug auf meine erste Rezension geschehen ist . . . . Auch bitte ich bei etwaiger Widerlegung nicht zu jener D e u t u n g s m e t h o d e seine Zuflucht zu nehmen, nach welcher heute ein X wird, was gestern ein U war, eine Methode, wodurch Herr Dr. Geiger in jüngster Zeit eine fast sprichwörtliche Berühmtheit erlangt hat." (Orient. L. B. 1845 S. 796).

Die Grätz'sche Kritik beantwortete Geiger mit einer umfangreichen Antikritik, in welcher er gegen die Einwendungen zuerst sachlich polemisiert, dann aber mit den Invektiven schliesst [1]):

„Ich habe einen schweren Weg durchgemacht, durch Kot und Gestrüppe, und ich habe an den einsichtigen Leser dasselbe Verlangen gestellt; es hat mich Ueberwindung gekostet, auf jene verworrenen Aeusserungen der Unwissenschaftlichkeit, der vulgären Borniertheit und der böswilligen Verdrehung einzugehen, Ueberwindung gekostet, der Verachtung nicht vollen Raum im Ausdruck zu geben, welche mir der gänzliche Mangel an Gefühl für Wahrheit und Anstand, der Cynismus in Wort und Tat einflösst. Jenes Aufschnüffeln und Rapportieren, das Verschweigen und Entstellen, die ganze

[1]) Literaturblatt zum Israelit d. 19. Jhrh. 1846.

Art einer Rezension, einem Buche von Seite zu Seite zu folgen, die Leistungen unberücksichtigt zu lassen, da, wo man einen Irrtum entdeckt zu haben wähnt, mit dem grenzenlosesten Hochmute, mit knabenhafter Anmassung über den Verfasser herzufallen, den Leser zu blenden und die Fragen der Wissenschaft in den Kot zu ziehen. Dieses unsittliche Verfahren ist ekelhaft, und deshalb mochte ich nicht gern demselben begegnen. Aber ein Mal musste es dennoch geschehen, es musste einmal die ganze Gemeinheit und Hohlheit aufgedeckt werden, um dann für immer ihr aus dem Wege zu gehen. Mag der Rezensent nunmehr seine Bahn weiter verfolgen, mag er ferner die Wissenschaft missbrauchen, um persönlicher Gehässigkeit zu fröhnen, mag er ferner als Wegelagerer lauern, um eine Schwäche zu erspähen und mit vergifteten Waffen anzudringen, mag er ferner darauf rechnen, dass Verläumdung und Verkleinerung bei dem unkundigen Leser nicht ganz ihres Zweckes verfehlen werde, dass die Klatschsüchtigen an dem Skandale sich ergötzen, mag er im Schimpfen und in hämischen Verdächtigungen sein religiöses Ideal erblicken, ich bin zu sehr von der höheren Würde der Religion und der Wissenschaft erfüllt, als dass ich einem solchen Unwesen entgegentreten werde. Folge jeder seiner Natur. Es hat zu keiner Zeit an einem „Thersites" gefehlt."

Ich habe diese Ausführungen vorweggenommen und trotz ihrer Ausführlichkeit wörtlich zitiert, weil sie für Geigers leidenschaftlich persönliche Kampfesweise bezeichnend sind und ein ungefähres Bild für die rücksichtslose Art liefern können, wie Geiger dort auftrat, wo seine Person in Frage kam. [1])

[1]) In einer Artikelserie im „Isr. d. 19. Jahrh." über „Breslauer Zustände" unterzeichnet von A. E., worin der Geiger-Tiktinsche Streit behandelt wird, heisst es zwar (1844, S. 160): „Dass in Geigers Persönlichkeit und persönlichem Verkehr etwas Anschmiegendes, Versöhnliches, Konvenierendes liegt, darf wohl bei aller Unparteilichkeit gesagt werden. Wer durch philosophisch-theologische Studien zur Selbst-Betrachtung wiederholentlich geführt wird, wer für das Abhalten von Predigten immer nur seine psychologischen Beobachtungen und zwar zunächst an sich selbst zu machen hat, die Mangelhaftigkeit des Menschen, so lange er losgerissen von Gott ist, tief zu erfassen gezwungen wird, ist es für den ein so grosses Verdienst bescheiden und nachsichtig zu sein, dass die Anwendung dieser Eigenschaft von ihm nicht ausgesagt werden dürfte? Während er in der Wissenschaft nur als Schriftsteller keine Person beachtet, die Sache ins Auge fasst, gleichviel wie der Eine oder Andere davon berührt wird, ist ihm im lebendigen Verkehr die Person, mit der er gerade verkehrt, besonders wichtig, und es ist ihm die dringendste Aufgabe, soweit es nur irgend höhere Anforderungen gestatten, nicht zu verletzen."

So weit der Anonymus A. E., der seine Unparteilichkeit Geiger gegenüber ausdrücklich hervorhebt und einige Zeilen weiter (S. 61)

XII.

An der Spitze des Breslauer Rabbinats stand damals Salomon Abraham Tiktin, geb. 1789, ein Rabbiner alten Schlages, der ganz im rabbinischen Judentum wurzelte und das Heil des Judentums in der genauesten Innehaltung des Religionsgesetzes und der althergebrachten Formen erblickte. Er war als eine talmudische Autorität anerkannt und genoss nicht nur bei seiner Gemeinde, sondern auch darüber hinaus das höchste Ansehen. Zu seiner Charakterisierung wird es genügen, das von der radikalen Reformzeitung: „Der Isr. des 19. Jhrh.“ (1843. S. 64) über seine Persönlichkeit gefällte Urteil zu zitieren: „Er war . . . mit grosser Liebenswürdigkeit, mit Freundlichkeit gegen alle, die ihm nahten, ausgestattet; auch der geringste Gedanke von Eigennutz war seiner Seele fremd; irdische Güter waren ihm wertlos, und nur dem heiligen Glauben seiner Väter war sein ganzes Leben geweiht.“

Anfang des Jahres 1838 reichten hundert und zwanzig der angesehensten Mitglieder der Gemeinde beim Obervorsteher-Kollegium eine Petition ein, es möge ein den modernen Anforderungen entsprechender Prediger von der Gemeinde angestellt werden. Die treibende Kraft dieses Antrages war der bereits erwähnte Dr. Freund, welcher sein Augenmerk auf Geiger gerichtet hatte. Das Obervorsteher-Kollegium stimmte der Petition zu und richtete an Tiktin folgendes Schreiben:

„Wohlgeborener, hochgeehrter Herr Oberrabbiner!

. . . Wir wiederholen und geloben unsrerseits auf das feierlichste, dass wir in unserer Berufstellung als Gemeindevorsteher der gegen die Gesamtgemeinde übernommenen Verpflichtung stets eingedenk bleiben wollen, in keiner Weise irgend eine Verletzung der Wesentlichkeit des bisher üblichen Gottesdienstes gestatten und bei der Anstellung des quaest. Redners darauf sehen werden, dass die Wahl einen Mann treffe, der durch seinen religiösen Lebenswandel der Zustimmung von Ew. Wohlgeboren sich zu erfreuen imstande sein dürfte.

---

schreibt: „Ich muss gestehen, ich habe zuweilen ein recht inniges Mitleiden mit Geiger gehabt.“

Allein man wird doch einigermassen verdutzt über die Unparteilichkeit von A. E., wenn man zufällig erfährt, dass dieser A. E. kein anderer ist als Geiger selbst, der unter solcher Maske für sich selbst Stimmung machen will. Vgl. Leb. i. Br. S. 175. Anmerk.

In Erwartung, dass Ew. Wohlgeboren die Güte haben wollen, uns dero Willensmeinung wo möglich auf das baldigste gefälligst zukommen zu lassen, verharren wir mit Hochachtung Ew. Wohlgeboren ergebenste

Das Obervorsteher-Kollegium
der hiesigen isr. Gemeinde.

Breslau, 23. Febr. 1838."

Auf dieses Schreiben antwortete Tiktin:

„Auf Ihre geehrte Zuschrift vom 23. beehre ich mich erg. zu erwidern, dass, wenn ich auch die edle Absicht der würdigen Herren Repräsentanten unserer Gesamtgemeinde nicht verkenne, kann ich dennoch in keiner Art einer Neuerung beistimmen, die sich mit den Prinzipien unserer Religion keineswegs verträgt, auch nicht geeignet ist, den Frieden der Gemeinde zu erhalten, vielmehr nach meiner durch einen Zeitraum von siebzehn Jahren meines Rabbinats gewonnenen festen Ueberzeugung eine Spaltung in derselben unvermeidlich hervorbringen muss. Ich flehe zum Allmächtigen, dass er den seit kurzem bei einem Teil unserer Gemeinde rege gewordenen Religionseifer zur Aufrechterhaltung des Wesentlichen unserer Religion lenken möge, damit solche von den leeren modernen Formen nicht verdrängt werde, und dass sie, wie sonst, genannt werde Stadt der Gerechtigkeit und Glaubenstreue.

Mit vorzüglicher Hochachtung verharre ich usw. Breslau, 1. März 1838."

Tiktin legte also gegen die Anstellung eines modernen Predigers Protest ein. Dieser Protest war, man mag objektiv darüber noch so absprechend urteilen, vom subjektiven Standpunkte Tiktins aus der ehrliche Ausdruck einer aufrichtigen und lautern religiösen Ueberzeugung, die diesen Plan für eine dem Judentum gefährliche Neuerung hielt. Es muss übrigens auch bezweifelt werden, ob es ihm, wenn er sich dem Projekt des Vorstandes willfährig gezeigt hätte, möglich gewesen wäre, einen Einfluss auf die Wahl zu gewinnen und die Anstellung Geigers zu verhindern.

Der Vorstand ging über den Protest zur Tagesordnung über und teilte Tiktin unter dem 18. März 1838 mit, dass folgende Beschlüsse von ihm gefasst worden seien:

„1. Es soll baldmöglichst an unserer Gemeinde ein Rabbinatsassessor berufen werden, welcher ausser den Funktionen eines Dajan das Abhalten deutscher Vorträge übernimmt.

2. Es soll bei dieser Konkurrenz namentlich auf strenge Religiosität, gründliche talmudische Kenntnis und auf eine vollständige wissenschaftliche Bildung Rücksicht genommen werden.

3. Die amtliche Stellung des gegenwärtigen Oberrabbiners Herrn Tiktin soll durch die Berufung eines neuen Dajan auf keinerlei Weise beschränkt oder beeinträchtigt werden."

Geiger wurde berufen und gefiel glänzend. Um nun die Bedenken der altgläubigen Mitglieder der Wahlkommission zu beseitigen und eine möglichst einstimmige Wahl zu erzielen, wurde vertraulich versichert, dass [1])

„der Titel eines Dajan in dem vorliegenden Falle blos nominell sei, um den Forderungen zu genügen, indem der Mann der Wahl mit gediegenen Kenntnissen und freier wissenschaftlicher Einsicht aus eigenem Antriebe sich von der Ausübung veralteter, herkömmlicher Gebräuche und der dem Dajan zustehenden Amtsverrichtungen in rituellen Dingen fernhalten werde."

Geiger wurde gewählt und zwar mit der ausdrücklichen Beschränkung, dass er sich als Rabbinatsassessor aller Ritual-Entscheidungen zu enthalten habe. [2]) In seine Bestallungsurkunde vom 2. Januar 1850 wurde der Passus hineingesetzt, dass er für die ersten zwei Jahre von allen Ritual-Entscheidungen befreit sei. [3])

Man glaubte durch diese vertrauliche Bestimmung den Hauptanstoss, der zu Zwistigkeiten führen konnte, aus der Welt geschafft zu haben. Allein diese Bestimmung war sehr dehnbar, da verabsäumt worden war, sie zu interpretieren, insbesondere festzustellen, ob darunter auch die Vornahme jüdisch religiöser Akte zu verstehen sei, welche untrennbar von kasuistischen Ritualentscheidungen abhängig sind, wie z. B. Ehescheidung und Chaliza. Bei diesem Punkte brach nun der Kampf aus. Denn Tiktin weigerte sich, mit Geiger kollegial zu amtieren.

Zwar lehnte er auch bei Trauungen ein gemeinsames Fungieren ab. Als etwa vier Wochen nach Geigers Amtsantritt eine Trauung stattfinden sollte, bei welcher der Wunsch von den Beteiligten ausgesprochen wurde, dass Tiktin den Trauakt vollziehen, Geiger aber die Traurede halten möge, weigerte sich Tiktin mit Geiger gemeinsam zu amtieren. Diese Differenz wurde jedoch auf einfache Weise beseitigt, indem es in das Belieben der Gemeindemitglieder gestellt wurde, die Trauungen entweder von Geiger oder von Tiktin vollziehen zu lassen.

[1]) Entgegnung auf den Bericht S. 5.
[2]) A. Z. d. J. 1842 S. 320.
[3]) Leben in Br. S. 110.

XIII.

Schwieriger lag die Sache bei Ehescheidung und Chaliza. Für diese ist nach den Bestimmungen des Religionsgesetzes im allgemeinen ein aus drei Mitgliedern bestehendes rabbinisches Kollegium notwendig. So selten diese Fälle auch waren, und so willkommen es Geiger hätte sein müssen, gerade von diesen Funktionen, bei denen eine Fülle von minutiösen Satzungen und Formen zu beachten war, dispensiert zu sein, so bestand er, um vor der Oeffentlichkeit seinen Rabbiner-Charakter zu dokumentieren, doch darauf, zu diesen Akten als rabbinischer Beisitzer hinzugezogen zu werden, obwohl ihm von vorneherein klar war, dass Tiktin sich dazu nicht verstehen würde. Ueber die Gründe, die ihn davon abhielten, darauf zu verzichten, spricht sich Geiger folgendermassen aus: [1])

„Ich bekenne frei und offen, dass ich in eine Verzichtleistung auf diese amtlichen Funktionen nicht hätte willigen können. Nach der Stellung der Rabbiner in Preussen, wo eine Bestätigung von der Behörde nicht stattfindet, Trauungen durch einen Jeden vollzogen werden können, die Anfragen über rituelle Zweifel, die natürlich, ganz und gar dem Zutrauen der Einzelnen überlassen bleiben, die sich auch an Privatleute damit wenden können, ist die einzige Handlung, welche für die Gemeinde den Rabbiner als solchen charakterisiert, eben die Vornahme dieser zwei Funktionen, und wenn ich diese aufgegeben hätte, so hätte ich selbst damit meinen Charakter als Rabbiner aufgehoben. Wäre es nun ein blos persönliches Opfer gewesen das von mir in jener Aufgebung des Rechts verlangt worden wäre, ich hätte es gern dem Frieden der Gemeinde gebracht. . . . . . Allein eben so im Interesse des ganzen, vollen ererbten Judentums, wie im Interesse für den Gemeindefrieden und die Vermeidung von Spaltungen, halte ich die Trennung der einzelnen geistlichen Verrichtungen unter verschiedenen Personen, einen Rabbiner und einen Prediger, für sehr nachteilig und für ein Auskunftsmittel und eine Halbheit, deren Aufnahme einer früheren Periode, welche sich nicht anders zu helfen wusste, angehört. Durch eine solche Teilung wird nämlich das religiöse Leben im Judentume geradezu in zwei Hälften gespalten, in eine abgelebte, die vom Rabbiner, und eine lebendige und belebende, die vom Prediger repräsentiert wird, und eine solche Trennung muss natüriich dem Judentum in seiner Ganzheit die Achtung der eigenen Bekenner entziehen, sie ist geeignet, den Indifferentismus zu verewigen und den organischen Fortschritt zu verhindern. In der Gemeinde müssen dadurch notwendig zwei Parteien erhalten werden: die eine, welche dem Rabbiner sich anschliesst, betrachtet den Prediger als einen Ungläubigen, die Anhänger des Predigers betrachten den Rabbiner als einen unwissenden Finsterling, woraus dann am

[1]) Ansprache an meine Gemeinde. Nachgel. Schr. S. 68 f.

Ende das innerlich aufgenommene Schisma bald auch äusserlich sich bilden müsste; wie kann da wahres Heil für das p o s i t i v e, g e s c h i c h t l i c h e J u d e n t u m erwartet werden?"

Diese Darlegungen Geigers, in denen er vor der Oeffentlichkeit erklärt, dass seine innere Ueberzeugung von dem, was für das Heil des positiven geschichtlichen Judentums notwendig sei, es ihm verbiete, auf die Rabbinatsfunktionen bei der Chaliza und der Ehescheidung zu verzichten, wirken geradezu verblüffend. Sie mussen als durchaus unwahre bezeichnet werden. Das Gegenteil von dem, was er sagt, ist in Wirklichkeit der Fall. Wenn man seine mannigfachen, oben zitierten, absprechenden und feindlichen Aeusserungen über das Zeremonialgesetz vergleicht, so ergibt sich daraus für jeden objektiv denkenden der zwingende Schluss, dass seine religiöse Ueberzeugung es ihm hätte v e r b i e t e n müssen, sich an Amtshandlungen, wie Chaliza und Ehescheidung, in den herkömmlichen traditionellen Formen überhaupt zu beteiligen.

Er selbst hatte in einem Aufsatze über „Die Stellung des weiblichen Geschlechts in dem Judentum unserer Zeit" (W. Zeitschrift f. j. Th. 1837 S. 1 f.) für die Aufhebung der Chaliza plädiert, weil dieselbe „mit allen diese Zeremonie begleitenden widrigen Nebenumständen ganz ohne Sinn sei" (S. 10). Geltende Gesetze über die Ehescheidung und die Chaliza hatte er darin als „abgestorbene, aber noch mit ihren Leichenhänden die Gegenwart umklammernde Anordnungen" (S. 10) bezeichnet. In derselben Zeitschrift hatte er einen Artikel „Ueber die Leviratsehe" Aufnahme gewährt, in welchem der Verfasser unter B e r u f u n g auf Geiger von der Chaliza sagt (IV. S. 61 f.):

„Gewiss muss es daher der Wunsch eines jeden israelitischen Geistlichen sein, welcher für die Ehre seiner Religion begeistert und von dem Wunsche beseelt ist, sie aus ihrer Versunkenheit gehoben zu sehen, dass eine Zeremonie, die keinen Sinn und keine Bedeutung mehr hat, ... gänzlich abgeschafft werde."

Ueber diesen Artikel hatte sich Geiger in einem Schreiben an Dernburg (6. Dezember 1837 A. Z. d. J. 1896 S. 237) ausgesprochen, in welchem er die Vorschläge, e i n z e l n e Gesetze abzuschaffen, übertrumpft und als nicht weitgehend genug beklagt:

„. . . . Chaliza; aber lieber Himmel lauter Einzelheit, die nichts nützt, es muss eine Totalumformung sein."

Und um dieselbe Zeit, in der seine Ueberzeugung sich angeblich dagegen auflehnt, dass in Breslau religionsgesetzliche Akte ohne seine Mitwirkung vollzogen werden sollten, schreibt er an Dernburg:

„Wohlan der Mann, der doch nicht blos Theoretiker, sondern praktischer Geistlicher ist, der trete doch nun auf und schaffe die Schochtim ab lasse die Mikwes zuwerfen und dergl., was wird da für Geschrei sein, nicht blos bei seinen Pfarrkindern, ... sondern auch bei den Gebildeten, die sich selbst darüber hinwegsetzen, aber in diesen Negationen nicht das Positive erkennen, jenen wahrhaft imponierenden, gewaltigen Geist der Wahrheit." (An Dernburg 22. Nov. 1840. A. Z. d. J. 1806. S. 283.)

Wie unwahr ist es doch, wenn Geiger, der solche Gesinnung hegt, sich in der Oeffentlichkeit auf seine Ueberzeugung beruft, die es ihm verbiete, dem Frieden das Opfer des Verzichtens auf die Ausübung der Chaliza zu bringen.

Ebenso verhält es sich mit seiner Motivierung, dass er „im Interesse des ganzen vollen ererbten Judentums" diese Funktionen nicht aufgeben könne, weil dadurch leicht ein dem Judentum nachteiliges und gefährliches Schisma entstehen könne. Auch das entsprach nicht seiner Herzensmeinung. Vielmehr war das Gegenteil der Fall. Er hielt ein Schisma für etwas wertvolles und heilbringendes. Ich zitiere darüber einige Aeusserungen aus seinen Briefen:

„Die Furcht vor einem Schisma kann uns nicht abhalten. Erstens ist jetzt keine Zeit zu einem durchgreifenden Schisma, und zweitens ist das Unglück eines solchen auch gar nicht so gross, im Gegenteil, es ist heilbringend." (An Dernburg. 23. Aug. 1837. A. Z. d. J. 1896. S. 214.)

„Ich bin einem Schisma sehr zugetan, aber dies lässt sich nicht machen und liesse sich doch mit dem gehörigen Mute und der gehörigen Stellung machen. Ein Rabbiner in Frankfurt z. B., welcher sich über den Talmud hinaussetzte und öffentlich danach handelte und sich ausspräche, der könnte schon etwas der Art erzeugen." (An Dernburg. 6. Dezember 1837. A. a. O. S. 236.)

„Unsere weltgeschichtliche Bedeutung ist vorüber, wir kriechen nach; wer aber nicht mehr das Weltbewegende ist, der hat alles Recht verloren zum Dasein, und dieses Recht macht sich nach und nach im Leben immer mehr geltend in seiner auflösenden Gewalt, selbst ohne dass von aussen ihm Mittel dazu geliehen werden, was aber auch notwendig geschieht. Deshalb entschwindet mir auch das einzige Rettungsmittel des Schisma. (An Dernburg. 22. Nov. 1840. A. a. O. S. 283).

„Was vermag uns bei unserer inneren Zerfahrenheit zu retten? Ich weiss nichts anderes als ein Schisma.“ (An Zunz. 4. März 1841. Leb. in Br. S. 155.)

„Das wahrscheinlichste Ende ist eine völlige Spaltung, die übrigens für die Gemeinde wie für das Prinzip nur heilsam sein kann. Es lässt sich die grosse Kluft zwischen den zwei verschiedenen Richtungen nicht mehr ausfüllen, und es lassen sich die Parteien nicht mehr zusammenhalten.“ (An J. Auerbach. 18. April 1842. A. a. O. S. 161.)

Aus alledem geht deutlich hervor, dass Geiger anders in seinem Herzen dachte, als er vor der Oeffentlichkeit sprach. Es dürfte ferner daraus sich ergeben, dass es nicht sachliche, sondern rein persönliche Gründe waren, die ihn veranlassten, bei dem Chaliza-Streit auf seinem Schein zu bestehen. Er besass, da er die potentesten Mitglieder der Gemeinde auf seiner Seite hatte, die Gewalt und machte von ihr unbedenklich Gebrauch.

XIV.

Das Obervorsteher-Kollegium, das ganz die Partei Geigers ergriff, beharrte darauf, dass die Funktionen der Chaliza und Ehescheidung ohne die Mitwirkung Geigers nicht von Tiktin vorgenommen werden dürften. Am 22. Januar 1840 wurde beschlossen, eine Deputation zu entsenden

„welche den Oberrabbiner Tiktin dahin bewege, sich dem allgemeinen Wunsche des Vorstandes nicht ferner entgegenzustellen und mit Liebe und Nachsicht dasjenige zu behandeln, was er selbst auch nicht ganz mit seinen Ansichten übereinstimmend finden sollte.

Die Deputation soll auch befugt sein, für den nicht zu erwartenden Fall, dass der Oberrabbiner Tiktin durchaus bei seiner Meinung stehen bleiben wollte, den Wünschen des Vorstandes nicht nachzugeben, dem Oberrabbiner Tiktin zu erklären, dass er die Nachteile sich selbst zuzuschreiben habe, welche aus einer Abweisung seinerseits entstehen sollten.“

Die Deputation verlief ergebnislos. Unter dem 26. Januar 1840 teilte der Vorstand noch einmal Tiktin mit, dass es ihm zwar freigestellt würde, ob er mit Geiger eine Trauungsfunktion gemeinsam vollziehen wolle, weil es einem jeden Gemeindemitglied überlassen bleibe, von welchem Rabbiner es eine Trauung vornehmen lassen wolle, dass aber Tiktin von einem kollegialen Zusammenwirken mit Geiger bei einer Ehescheidung und Chaliza nicht entbunden werden könne.

Der Vorstand stand völlig unter dem Banne Geigers, denn es wäre das natürlichste und einfachste gewesen, dass derselbe

Ausweg, der für Trauungen gefunden wurde, dass es nämlich jedem Gemeindemitglied freistehen solle, an welchen Rabbiner es sich wenden wolle, auch auf die anderen Funktionen angewandt, und es jedem überlassen worden wäre, welchen Rabbiner er mit dieser Funktion betrauen wolle. Geiger hätte dann vorkommenden Falls zwei andere hierzu qualifizierte Männer, deren es in Breslau eine ganze Anzahl gab, zur Ergänzung hinzuziehen müssen, wie dies auch Tiktin tun musste. Lautete doch § 69 der Gemeindestatuten: „Den talmudischen Gelehrten steht es frei, sechs unbesoldete Ehrenmitglieder zu ernennen, welche auf Begehren dem rabbinischen Kollegio assistieren können." Freilich wäre es Geiger schwer gefallen, ein Kollegium zu finden, da die hierzu Geeigneten auf orthodoxem Standpunkte standen und wahrscheinlich nicht hätten mit Geiger gemeinsam fungieren wollen. Allein das Prinzip der Gleichberechtigung beider Rabbiner wäre damit gewahrt und der Streitpunkt beigelegt worden. [1]) Aber es lag nicht im Sinne Geigers, auf solche Weise den Zwist zu beenden, er wollte nicht nur vom Vorstand und dem fortgeschrittenen Teil der Gemeinde als Rabbiner anerkannt werden, sondern auch die prinzipielle Anerkennnng seitens Tik-

---

[1]) Es sei hier vorausgeschickt, dass 16 Jahre später die strittige Angelegenheit endgültig dadurch geregelt wurde, dass zwei gesonderte Kultuskommissionen und zwei getrennte Rabbinate (Geiger und G. Tiktin) eingerichtet wurden. Ueber diese Regelung schrieb Geiger gelegentlich des Gebetbuchstreites mit Joel, „dass mit dem ersten Augenblicke, da die volle Freiheit unter dem Schutze eines billigen Gesetzes, mit Unparteilichkeit ausgearbeiteter Statuten massvoll Gerechtigkeit nach allen Seiten übend, in der Gemeinde ihren Sitz aufschlug, aller Zwiespalt wie mit einem Zauberschlage geschwunden ist." („Etwas über Glauben und Beten." S. 31).

Warum beliebte es Geiger nicht, schon im Jahre 1840 dem Gegner gegenüber, der sich in seinem Gewissen gebunden fühlte, „volle Freiheit" „massvolle Gerechtigkeit" walten zu lassen? Die Antwort ist: Im Jahre 1840 hatte er die Macht, dem Gegner die Freiheit und Gerechtigkeit zu verweigern, im Jahre 1856 hatte er, da die Verhältnisse in Breslau sich inzwischen geändert hatten, diese Macht nicht.

Geiger wird zwar nicht müde, es wuchtig zu betonen und zu beteuern, dass im religiösen Leben die Freiheit das höchste sei. Aber sein Ruf nach Freiheit galt nur der eignen Freiheit. Wo er die Macht besass, fragte er nicht nach der Freiheit der Andersdenkenden.

tins erzwingen. Tiktin aber fühlte sich in seinem Gewissen gebunden. Er glaubte, dass er einen Mann nicht als Dajan anerkennen dürfe, der

„im Widerspruch mit der religiösen Ueberzeugung fast der ganzen Gemeinde, sowie des seit Jahrtausenden faktisch bestehenden traditionellen Judentums, .. durch mündlich und schriftlich ausgesprochene Lehren und Grundsätze dasselbe ohne Rückhalt leugnet, und dessen Beruf und Mission es zu sein scheint, dasselbe mit der Wurzel auszurotten und für immer zu vernichten." (Tiktin, Darstellung S. 16.)

Er schreibt ferner darüber:

„Trotz dieser offenkundigen Ueberzeugung sucht der Obervorstand mich zu einer Handlung zu zwingen, die ich, als von ihm selbst anerkannter Vertreter meines und fast der ganzen Judenheit religiösen Prinzips, ohne direkte Verletzung meines religiösen Gewissens nicht ausüben kann .... Soll ich es ruhig mit ansehen können, dass eben derselbe Mann, von dem die planmässig und geschickt berechnete Vernichtung des traditionellen Judentums ausgeht, der ein solches Streben offen darlegt und kein Hehl daraus macht, dass eben derselbe Mann, vor sich nicht errötend und das Urteil selbst seiner eigenen Anhänger nicht scheuend, unausgesetzt dahin strebt, als Dajan und Rabbiner zu fungieren und sich für diese Funktionen anstellen zu lassen! Dass ein Mann, der die Tradition leugnet, die Prinzipien des Talmuds öffentlich verspottet, Funktionen ausüben will, deren richtige Ausübung lediglich auf traditionellen Bestimmungen beruht?" A. a. O.)

Tiktin gab daher auf das Schreiben des Vorstandes unterm 2. Februar 1840 den endgültig ablehnenden Bescheid:

„Auf Ihre geehrte Zuschrift vom 26. v. M. kann ich nicht unterlassen, Ihnen hiermit zu bemerken, wie es mich äusserst befremdet, dass Sie meine frühere schriftlich und mündlich ausgesprochene Erklärung über die Unzulässigkeit Ihrer an mich gestellten Forderung ganz unbeachtet lassen konnten

Einem wohllöbl. Kollegio dürfte es überhaupt wohl bekannt sein, dass mein Ausspruch in der betreffenden Angelegenheit lediglich auf religiösen Gründen beruht, die keine willkürliche Aenderung nach Zeit und Umständen gestatten.

Mit Hochachtung zeichne ich usw.

Breslau, den 2. Febr. 1840."

Er richtete ferner einige Tage später ein Schreiben an den Vorstand, worin er gegen die Wahl Geigers protestierte und die Einstellung der Predigten beantragte. Der Vorstand sandte ihm darauf eine Erwiderung, die mit den Worten schloss:

„Indem wir Ihnen hiermit unsere definitive Erklärung abgeben, und Sie daraus entnehmen, dass wir Ihrem Antrage um Einstellung der Syna-

gogenvorträge auf keine Weise stattgeben können, fordern wir Sie auf das gemessenste auf, den, wie Sie es nennen, gestörten Frieden in der Gemeinde dadurch wiederherzustellen, dass Sie sich den Beschlüssen des Vorstandes nicht länger opponieren, der sich jederzeit bemühen wird, Ihr Bestes wahrzunehmen und auch gerne sieht, dass Sie das von Ihnen bekleidete Oberrabbinat noch ferner beibehalten."

Trotz dieser, sicherlich aus aufrichtigem Herzen kommenden schmeichelhaften Anerkennung und Zusicherung, die gerade einen Mann von der persönlichen Liebeswürdigkeit Tiktins doppelt tief berühren musste, blieb derselbe aus der Ueberzeugung seines Gewissens heraus bei seinem ablehnenden Verhalten.

Die strittigen Funktionen konnten während dieser Zeit nicht in Breslau ausgeübt, sondern mussten in einer kleinen Nachbargemeinde vollzogen werden. Die Erregung in der Gemeinde wuchs und kam schliesslich zu einem heftigen Ausbruch durch die Parteileidenschaft und Undiszipliniertheit einiger Heisssporne, die selbst an geweihter Stätte ihr Temperament nicht zügeln konnten, sowie durch die Unbesonnenheit des Vorstands und Geigers, die den Kampf auch auf der Stätte des Friedens, dem Ruheplatz der Toten, glaubten zum Austrag bringen zu sollen.

Am 3. April 1842 fand nämlich die Beerdigung eines streng orthodoxen, in talmudischem Wissen bewanderten Kaufmanns statt, der in seinem Testament bestimmt hatte, dass zwei Dajanim seiner Leiche folgen und ein Honorar von soviel Thalern erhalten sollten, als der Zahlenwert seines jüdischen Vornamens, Chajim (68), betrage. Die Hinterbliebenen wandten sich an Tiktin, und dieser bestimmte auch zwei Dajanim, welche gemäss der letztwilligen Verfügung an der Beerdigung teilnehmen sollten. Es konnte kein Zweifel darüber obwalten, dass das im Sinne des Verstorbenen war, und dass es den Intentionen des Testators nicht entsprach, Geiger mit der Begleitung zu betrauen. Der Vorstand jedoch intervenierte und veranlasste die Hinterbliebenen, Geiger die Testamentsbestimmung schriftlich mitzuteilen und die entsprechende Summe auszuzahlen. Die Hinterbliebenen kamen in ihrem frischen Schmerze dieser Weisung mechanisch nach. Der Vorstand spielte auch bei der Leichenrede die Vermittlerrolle. Die Trauernden wollten sich offenbar nicht dazu verstehen, Geiger persönlich um eine Grabrede zu ersuchen. In seiner Darstellung des Sachverhalts (Nachg. Schr.

1. S. 73) drückt sich Geiger über diesen Punkt vorsichtig und unklar aus: „Ihrerseits wurde der Wunsch durch den Vorstand hinzugefügt, dass ich eine Leichenrede halten sollte.“ Geiger entsprach dem Wunsch.

Der Prinzipienkampf hätte, zumal unter den obwaltenden Umständen, nicht auf den Ruheplatz der Toten verpflanzt werden dürfen. Geigers Verhalten wurde als eine Provokation angesehen, die eine grosse Erregung hervorrief. In dem Leichengefolge, das aus mehr als sechshundert Personen bestand, gährte es, als Geiger in seinem geistlichen Ornat vor dem Trauerhause ankam. Der Zug langte auf dem Friedhofe an und nach Vollziehung der rituellen Bräuche hielt zuerst Tiktin in der Leichenhalle eine Rede. Er rühmte den Verstorbenen, dass derselbe, der früher unbemittelt gewesen sei und es in späteren Jahren zu Vermögen gebracht habe, ein frommer Mann geblieben sei und das jüdische Religionsgesetz gewissenhaft beobachtet habe. Der Text der Predigt war, wie aus den darüber erhaltenen Andeutungen zu ersehen ist, das Wort des Jeremia, das den Schluss der entsprechenden sabbathlichen Haftara bildete: „So spricht der Herr: Nicht rühme sich der Weise seiner Weisheit und nicht der Starke seiner Kraft und nicht der Reiche seines Reichtums, sondern des rühme sich, wer sich rühmen mag, der da versteht und erkennt, dass ich der Herr bin, der Liebe, Recht und Gerechtigkeit übt, dass ich daran Wohlgefallen habe, spricht der Herr.“ (Jer. 9, 22). Dieser Satz wurde von ihm im Sinne des Midrasch zur Stelle ausgelegt (Jalkut Jeremia 284): „Drei Gaben gibt es auf der Welt; wer eine von ihnen erlangt, hat das Köstlichste auf Erden erlangt. Es sind das: Weisheit, Kraft und Reichtum, jedoch nur, wenn sie als Gaben Gottes betrachtet werden und eine Wirkung der Gotteslehre sind usw.“

Es ist übrigens interessant, dass Geiger in seiner Breslauer Probepredigt denselben midraschischen Ausspruch verwandt hatte. (Nachg. Schr. 1, S. 360 f). Tiktins Redestil war der damals übliche drastisch-populäre, ebenso wie seine Vortragsart die bei einer Leichenklage (Hesped) gebräuchliche war.

XV.

Als Tiktin seine Rede beendet hatte, verliess er den Friedhof, und Geiger begann zu sprechen. Kaum hatte er einige

Worte gesagt, als in der Menge ein Zischen und Murren entstand, und einige Anhänger Tiktins die Rede laut unterbrachen. Die Anhänger Geigers, empört über die unwürdige Störung, remonstrierten dagegen; ein Ruf wurde laut: „Die orthodoxen Juden müssen alle gehängt werden.“ Es kam zu Püffen und Stössen und Geiger musste seine kaum begonnene Rede abbrechen und verliess die Halle. Der Tumult wurde erst durch das Dazwischentreten der Polizei beendet.

Wer war schuld an diesem unwürdigen Vorfall? Nun die äussere Veranlassung war der Fanatismus einzelner, später für ihr Vergehen mit Gefängnißstrafe*) belegter Anhänger Tiktins. Als die tiefere Ursache aber darf die von der Menge als ostentativ und provokatorisch angesehene Art bezeichnet werden, in der Geiger auf dem Ruheplatz der Toten sein Recht geltend machte Es muss das hervorgehoben werden, weil der Vorstand und Geiger die Schuld auf Tiktin zu schieben suchten, als ob er den Tumult „systematisch vorbereitet“ habe.

Der hässliche Auftritt, der an sich nur die Bedeutung eines lokalen Tagesskandals hatte, wurde durch die Anhänger Geigers gewaltig aufgebauscht. Es wurden spaltenlange Artikel darüber in die politischen Zeitungen lanciert, und der Vorfall wurde zu einer Haupt- und Staatsaktion erhoben. Man hatte damals in Breslau den Ehrgeiz, sozusagen in Geschichte zu machen und diese interne jüdische Angelegenheit zum Fenster der Oeffentlichkeit hinaus zu betreiben.

Die Geigersche Partei suchte aus dem Vorfall für die Reform Kapital zu schlagen und die Behörden zu beeinflussen, auf Gestaltung des jüdischen Kultus in fortschrittlichem Sinne einzuwirken. In einem von den Gegnern Tiktins dem Breslauer Polizeipräsidenten eingeblasenen Berichte desselben an den Minister des Innern heisst es:

„Zu den Talmudisten, deren Rabbiner sich lediglich um Beobachtung des Zeremonialgesetzes bekümmern, halten sich aus naheliegenden Gründen alle hiesigen jüdischen Wucherer, Diebe und Diebeshehler. Sie bilden das streitbare Heer der talmudischen Rabbiner und ihrer befangenen, zum Tei

---

[1]) In zweiter Instanz wurden dieselben aus formellen Gründen freigesprochen, weil nur der Gottesdienst in g e s c h l o s s e n e n Häusern als ein zu schützender angesehen wurde, die Leichenhalle aber ein o f f e n e r Raum war. A. Z. d. J. 1843 S. 601.

fanatischen Anhänger." (Ludwig Geiger. Aus den Kinderjahren der Reform. Monatsschrift: Liberales Judentum 1908 II S. 47.)

Die Leipziger Allg. Ztg. brachte u. a. einen von einem Parteifreund Geigers inspirierten Artikel, in welchem es heisst:

„Wann wird endlich eine durchgreifende, höheren Orts konfirmierte Ordnung des gesamten jüdischen Kultus . . . dergleichen Entweihungen der Friedensstätte verhindern und den Jargon in Trauerreden und Predigten vernichten? Wann wird ein Gesetz das Minimum des Fortschritts im jüdischen Gottesdienste feststellen, um die Freunde des Guten zu ermuntern . . ." (Abgedruckt „Orient" 1842 Nr. 19 Beilage.)

Von welch unglaublicher Art die Zeitungspolemik gewesen sein muss, ist aus einem Bericht des „Orient" zu ersehen, in dem es heisst:

„Wie die sogenannte Fortschrittspartei in Breslau den Kampf führt. — Die Anhänger Geigers suchen fortwährend in der Breslauer Zeitung den dortigen Rabbinatsstreit ins Gemeine herabzuziehen; es ist unglaubwürdig, mit welcher Niederträchtigkeit und Gemeinheit diese Partei in dieser Zeitung ihr Wesen treibt, und man bedauert allgemein, dass Herr Dr. G. selbst diesem schmutzigen Geschreibe seiner Partei nicht durch Ermahnungen Einhalt tut, da dergleichen Gesinnungen seiner Anhänger keineswegs ehrenvoll für ihn sein können." (A. a. O. S. 232.)

Am Tage nach dem Friedhofsskandal traf der Vorstand eine ebenso ungerechte, wie unbesonnene Maßnahme. Er beschloss, ohne erst in eine Untersuchuug einzutreten, Tiktin von seinem Amte zu suspendieren und richtete folgendes Schreiben an ihn:

„Ew. Ehrwürden haben den seit mehreren Jahren vielfach an Sie ergangenen Aufforderungen, den Ihnen obliegenden Pflichten in ganzem Umfange zu genügen, nicht nur keine Folge gegeben, sondern denselben zu unserem steten Bedauern die höchste Renitenz entgegengesetzt. Ew. Ehrw. haben sich ferner bemüht, anstatt der Ausübung Ihrer geistlichen Obliegenheit gemäss, den Frieden in der Gemeinde zu erhalten, denselben vielmehr zu untergraben, durch Ihre öffentlichen Vorträge den Samen der Zwietracht auszustreuen, den Frieden in der Gemeinde zu stören, Parteiungen in derselben geflissentlich herbeizuführen und hierdurch endlich einen Zustand der Zerrissenheit zu erzeugen, der in seinen Folgen in der Gemeinde nur Schmach bereitend und entwürdigend sein kann und Ereignisse herbeiführen muss, wie sich ein solches gestern in dem pöbelhaften Ausbruch des Zelotismus an geweihter Stätte kundgegeben. Der unterzeichnete Vorstand in Ausübung seiner Pflicht und im Bewusstsein, nichts unversucht gelassen zu haben, Sie von Ihrem bisherigen Verfahren abzuleiten, sieht sich in die betrübende Notwendigkeit versetzt, um Ihrer nachteiligen Wirksamkeit Schranken zu setzen, Sie hiermit von heute ab von allen Ihren amtlichen Funktionen

zu suspendieren und Sie gleichzeitig für alle Folgen verantwortlich zu machen, falls Sie diesem Beschluss entgegenhandeln sollten.

Breslau, 4. April 1842."

Dieses Schreiben beantwortete Tiktin folgendermaßen:

„Der Inhalt des Schreibens, welches ein löbl. Obervorsteherkollegium unter dem 4. d. Mts an mich gerichtet hat, ist nur ein Zeugnis von dem wahrlich nicht einsichtsvollen Eifer, mit welchem ich aus dem mir übertragenen Wirkungskreise verdrängt werden soll. Ich werde dagegen in demselben mit der Festigkeit und Liebe beharren, welche das Bewusstsein treuer Pflichterfüllung und die ungeheuchelte Liebe eines — was einem löbl. Obervorsteherkollegium nicht unbekannt sein wird — grossen Teils der Gemeinde einflösst. Dies meine Erklärung, deren es nicht bedurft hätte „wenn ein wohllöbl. Obervorsteher-Kollegium von dem § 67 der Statuten Kenntnis genommen und sich daraus belehrt haben würde, dass Wohldasselbe über mein Bleiben und Nichtbleiben in dem mir anvertrauten Amte zu verfügen nicht ermächtigt ist. Aus diesem Grunde behalte ich mir vor, die Anschuldigungen, welche rein ersonnen sind und mich aufs tiefste beleidigen, gehörigen Ortes zu rügen. Meine Funktionen stelle ich dagegen nicht ein, weil Wohldieselben darüber nicht gebieten oder dieselben verbieten können. Breslau, den 5. April 1842."

Gegen die Suspension erhob der grösste Teil der Gemeinde Protest beim Vorstand. Es wurden Einigungsversuche unternommen, die aber alle an dem strittigen Punkte der Ehescheidung und Chaliza scheiterten. Der einfachste Ausweg, es bei diesen Zeremonien wie bei Trauungen jedem einzelnen Mitglied zu überlassen von welchem Rabbiner es sie vollziehen lassen wolle, wurde von Geiger nach wie vor abgewiesen. Die Folge davon war, dass die Gemeinde sich in zwei Teile spaltete, von denen der eine unter dem Vorstande und Geiger verblieb, der andere eine eigene Gemeinde bildend sich um Tiktin schaarte. Es wurden Streitschriften veröffentlicht, welche den Fall beleuchteten. Der Vorstand publizierte einen Bericht über die Angelegenheit, in welchem er Tiktin heftig angriff. Tiktin wiederum liess eine „Darstellung des Sachverhältnisses" erscheinen, worin er in einer ruhigen und würdigen Form, die sehr sympathisch berührt, die ihm gemachten Vorwürfe zurückwies. Seine Broschüre zerfällt in drei Abteilungen: Das Recht, die Wahrheit, der Friede, von welch letzterem es dort unter anderem heisst: „Ist es um einen solchen (wahrhaften) Frieden zu tun, dann will ich ihm jedes Opfer mit Ausnahme desjenigen meines religiösen Gewissens und meiner Ehre

gern und freudig bringen." Der Broschüre sind drei Gutachten angeschlossen und zwar vom Rabbiner Sal. Eiger in Posen, vom Rabbinat in Lissa, sowie von neun oberschlesischen Rabbinern.

XVI.

Auf diese Broschüre Tiktins und auf eine weitere eines seiner Anhänger „Entgegnung auf den Bericht des Obervorsteherkollegiums" antwortete Geiger mit seiner bereits erwähnten umfangreichen polemischen Schrift: „Ansprache an meine Gemeinde". Diese wollen wir nunmehr kurz beleuchten. Der erste Teil ist überschrieben „Sachverhältnis". Wir können diesen Teil, aus dem wir bereits eine charakteristische Probe gegeben haben, hier überschlagen, da das Sachverhältnis von uns ausführlich geschildert wurde, und wollen gleich zum zweiten Teil übergehen.

Derselbe ist überschrieben: „Die religiöse Verschiedenheit". Er gewährt dem, der die Ausführungen objektiv und unbefangen prüft, einen klaren und deutlichen Einblick in die Art der Polemik des Verfassers. Das Urteil, das man daraus über die Wahrhaftigkeit gewinnt, mit der Geiger den Kampf führt, ist ein vernichtendes.

Es handelt sich nicht etwa darum, dass, um einen Ausdruck des Herausgebers der Geigerschen Briefe anzuwenden, in den „augenblicklichen Aufwallungen eines zornfähigen, leidenschaftsvollen Mannes" (A. Z. d. J. 1896 S. 52) scharfe, schiefe und ungerechte Urteile gefällt werden, die von dem ruhigen Betrachter als Produkte des Zornes und der Leidenschaft gewürdigt und begriffen werden müssen, sondern es handelt sich um die ganze Kampfesweise Geigers, der in diesem Dokument einem tückischen Advokaten gleich auf die mangelnde Urteilsfähigkeit der Richter spekulierend, durch Manipulationen, die das Beweisthema verschieben, der durch falsches Zitieren der Worte des Gegners, durch allerhand Listen die Tatsachen auf den Kopf stellt:

1. Der Rabbiner von Posen, sowie die oberschlesischen Rabbiner hatten in der Annahme, dass Geiger an die Göttlichkeit wenigstens der schriftlichen Thora glaube und lediglich die mündliche Tora verwerfe, ihn als einen Karäer oder Sadduzäer bezeichnet, der „blos an die Echtheit der schriftlichen

Thora (Pentateuch) als göttliches Gesetz glaubt, die Auslegung desselben nach Vorschrift des Talmuds blos als ein menschliches dem Wechsel unterworfenes Werk erachtet." (Darstellung S. 25). Die frommen Rabbiner in ihrer Unbefangenheit und Gläubigkeit wussten es nicht, dass Geiger über den Standpunkt der Sadduzäer oder Karäer weit, weit hinaus war, und dass er auch den Pentateuch als ein menschliches Werk betrachtete.

Was hätte nun Geiger wenn er ein ehrlicher Kämpfer gewesen wäre, seinen Gegnern antworten müssen? Er hätte antworten müssen, dass er weder wie die Karäer oder Sadduzäer an eine göttliche schriftliche, noch wie die Pharisäer und Rabbaniten an eine göttliche mündliche Lehre glaube. Was tut aber Geiger? Er erklärt, dass er „den Sadduzäismus und Karäismus auf das Bestimmteste verwerfe und ihnen gegenüber den Pharisäismus und Rabbinismus begründe. (S. 91)."

Was ist das nun anders als ein listiges Spielen und Voltigieren mit Worten, als ein Täuschen und Augenblenden über seine wahre Ueberzeugung, die in seinem oben zitierten Wunsche gipfelte: „Der Talmud muss weg, die Bibel, jener Komplex von . . . menschlichen Büchern muss als Göttliches weg."

2. Die Gegner hatten darauf hingewiesen, dass Geiger die Tradition leugne. Sie sagten: „Tradition überhaupt will er gar nicht kennen, ignoriert oder deutlicher leugnet er ganz. Traditionelle Erklärung und Verständigung der Tora, traditionelles Gebot ist ihm eitle Erdichtung und Menschensatzung . . ." (Darstellung S. 28. 29). Diese Behauptung der Gegner war eine über allem Zweifel erhabene richtige, und nicht das geringste war davon abzubrechen. Geiger aber kriegt es fertig, ihre Richtigkeit zu bestreiten. Er beginnt seine Ausführungen über diesen Punkt mit den Worten:

„Es ist wirklich schwer, Männern entgegenzutreten, welche Wörter gebrauchen, deren Bedeutung sie durchaus nicht verstehen und daher nun gegen andere, die einen Begriff mit Schärfe zu erfassen wissen, polternd einherfahren." (S. 92.)

Er führt nun „einem jeden Sachkundigen" eine Stelle aus seiner Zeitschrift an, aus der angeblich hervorgehe, dass er wohl die Tradition anerkenne. Diese Stelle stammt nun etwa nicht, woran man unwillkürlich denken könnte, aus einer überwundenen

Lebensepoche Geigers, in welcher er noch an die Göttlichkeit der Tora und der Tradition glaubte. Denn eine solche Epoche hat es im Leben des erwachsenen Geiger nicht gegeben. Sondern der Trick besteht darin, dass er mit dem Worte „Tradition" und „mündliche Lehre" einen anderen Sinn verbindet, als der schlichten Wortdefinition nach damit verbunden werden kann, dass er diese Begriffe in ihr Gegenteil verkehrt, indem er darunter nicht eine göttlich-mosaische Ueberlieferung und Lehre versteht, sondern eine menschliche, nichtmosaische Auslegung und Anweisung.

Um Geigers oben zitierte Worte ähnlich auf ihn selbst anzuwenden, kann man von einem solchen Verfahren sagen: „Es ist wirklich schwer einem Manne geziemend entgegenzutreten, welcher Wörter braucht, deren Bedeutung er zwar durchaus versteht, aber nicht verstehen will und daher gegen andere, die einen Begriff mit Schärfe auffassen wollen, polternd einherfährt."

3. Im folgenden Abschnitt will Geiger „den Urteilsfähigen Israels, euch, liebe Gemeindemitglieder, wie allen, die für eine solche Angelegenheit sich interessieren, die Unklarheit jener Männer in Auffassung der jüdischen Religionsbegriffe mit Ruhe vorführen." (S. 94). Er sagt nun:

„Alles, fahren sie fort, was im Talmud steht, ist Tradition, ja, das ist ein im Judentum bestehendes Dogma (mit diesem neuen Dogma wird das Judentum, das keine Dogmen kennt, vom Lissaer s. g. Rabbinat beschenkt!) und das nimmt Geiger nicht an, er ist demnach ein Ungläubiger. Und dabei scheuen sie sich nicht, sich auf Maimonides zu berufen! Hören wir doch auch, was dieser sagt."

So weit Geiger. Er führt dann einige Stellen aus Maimonides an, um zu zeigen, dass dieser die im Talmud verzeichneten Gebote klassifiziert, je nachdem sie göttlich-mosaischen oder rabbinischen Ursprungs sind. Das Lissaer Rabbinat, das den Ausspruch tat, Alles, was im Talmud stehe, sei Tradition d. h. göttlich-mosaische Tradition ist damit in seiner ganzen Beschränktheit und Unwissenheit blossgestellt.

Was soll man aber nun dazu sagen, wenn man die Sache nachprüft und findet, dass das, was Geiger als Citat aus dem Gutachten des Lissaer Rabbinats mit Anführungsstrichen bringt, lediglich in seiner eigenen Phantasie besteht,

dass das Citat aus den Fingern gesogen und erfunden ist!

Man müsste viele Seiten füllen, wollte man alle Entstellungen[1]), Inkorrektheiten und Sophismen, die sich ausserdem noch in der Geigerschen „Ansprache“ finden, aufzeigen und ausführlich beleuchten. Bei der Nachprüfung zerfliessen alle Sätze in Nichts. Die Gegner, die sachlich nicht widerlegt werden

[1]) So erschien z. B. eine von Dr. H. S. Hirschfeld, Rabbiner in Wollstein, einem Schwiegersohn des Posener Oberrabbiners Salomon Eiger, unterzeichnete öffentliche Aufforderung (Literaturblatt des Orient 1842 S. 591) folgenden Inhalts: „An Herrn Dr. A. Geiger, Rabbiner! . . . . Sie zitieren mit Anführungsstrichen aus dem Gutachten (meines Schwiegervaters) Stellen, die da lauten sollen: (folgt Inhaltsangabe) . . . . Sie werden demnach aufgefordert, genau anzugeben, wo die aufgeführten Stellen sich in dem Gutachten befinden, wodurch Sie diese Behauptung belegen, oder ihren Irrtum öffentlich zu bekennen; widrigenfalls ich es der Welt überlasse, das Beste von Ihrem Charakter zu denken.“ Auf diese öffentliche Anfrage und Aufforderung reagierte Geiger nicht, er hüllte sich in vornehmes Schweigen.

Etwa zwei Jahre später erschien nun im „Israelit des 19. Jahrh.“ (1844 Nr. 14 S. 108 f.) eine längere Korrespondenz: „Aus Preussen“, unterzeichnet M. R. In dieser Korrespondenz wurde eine Publikation, die der Rabbiner Dr. Hirschfeld veröffentlicht hatte, folgendermassen bespöttelt: „Zuerst Hirschfeld unter dem doppelten Schutze des eigenen Doktorhuts und der Zobelmütze seines Schwiegervaters, des Rabbinen in Posen; wo jener nicht nützt, wird diese ihren Eindruck nicht verfehlen. Für diesen Schutz lässt Hirschfeld aber auch Eiger wieder seinen Schutz angedeihen. Als dieser, Geiger sinnlos verketzernd, an Geiger seinen Mann fand und ohne viele Umstände persifliert wurde, trat Hirschfeld in die Schranken, aber mit welchen Waffen! Er schimpfte, verdrehte die Worte und sagte, dass, wenn Geiger nicht antworte, das Publikum nun wisse, was es von dessen Charakter zu halten habe; ich denke, das Publikum weiss dies auch, dass Geiger eine viel zu würdige Persönlichkeit ist, um solchen gemeinen Ausbrüchen Rede zu stehen.“

Der Anonymus M. R., der Unterzeichner dieser Korrespondenz, tritt also hier als Eideshelfer für Geiger auf und bestätigt unter Verhöhnung Hirschfelds, dass Geiger im Publikum als eine viel zu würdige Persönlichkeit bekannt sei, als dass es nötig habe, sich zu rechtfertigen. Was soll man aber dazu sagen, wenn man zufällig dahinterkommt, dass das Ganze eine Farce ist, dass der Anonymus M. R., der Geiger dieses Würdigkeitsattest ausstellt, kein anderer ist als — Geiger selbst! In einem Briefe Geigers (An Stern, 11. Juni 1843. Leb. i. Br. S. 175) heisst es nämlich: „Die Artikel . . . (Israelit des 19. Jhrh. 1844) Nr. 14 S. 108 f. sind, was Du als Mitteilung im Vertrauen betrachten mögest, von mir.“

können, werden von ihm mit grossem Raffinement persönlich verunglimpft. Die ganze an seine „lieben Brüder“ gerichtete „Ansprache“ ist ein Dokument der Unwahrheit, das um so befremdlicher wirkt, als darin Gott zum Richter aufgerufen wird, der „Schöpfer des Himmels und der Erde“.

Einige Wochen nach Erscheinen dieses Dokuments erhielt Geiger eine von vielen Mitgliedern unterschriebene Ehrenadresse[1]), die mit folgenden Worten beginnt:

„Aus der Mitte Ihrer Gemeinde, die Sie hoch verehrt und die in Ihrem frommen gottesfürchtigen Wirken sich beglückt fühlt, nahen wir Ihnen aus freiem, innerem Antriebe, um bei den schweren Kämpfen, die Sie gegen die unheiligen Waffen der Verketzerung, wie gegen die vergifteten Pfeile der Verleumdung und Schmähung leider zu bestehen haben, Ihnen einfach und schlicht unsere tiefe Verehrung und Hingebung, sowie nicht minder über die unwürdigen Angriffe, mit welchen blinde Leidenschaftlichkeit sich an Sie herandrängt, unsere tiefe Entrüstung auszudrücken. Die reine Glut der Begeisterung für das echte Judentum, das Sie entflammte usw.“

Jedes kommentierende Wort würde die Wirkung, die diese Adresse auf den unbefangenen Leser ausübt, abschwächen. Eine groteske Illustration dazu bildet ein Brief, den Geiger ein Jahr vorher an Dernburg gerichtet hatte, in welchem seine wahre Herzensmeinung über das Judentum zum Ausdruck kommt. Geiger hatte keinen Glauben an die Zukunft des Judentums und kein Vertrauen zu ihm. Es fehlte ihm die innere, einheitliche Ueberzeugung, dass das Judentum etwas Lebensfähiges sei. Das Christentum schien ihm geeigneter, die Religion der Zukunft anzubahnen. Dies spricht er unumwunden in seinem Brief an Dernburg (20. Juli 1841 A. Z. d. J. 1896, S. 320 f) aus:

„Dies eben nagt an mir, dass ich nicht den Glauben habe, aus dem Judentum könne ein wahrhaft vollquellendes, die Geister durchdringendes und beherrschendes Lebendiges erstehen, und so wäre alle Bestrebung in ihm eine ausserhalb des strömenden Lebensprozesses sich bewegende und höchstens dazu geeignet, dass man die bisherigen Mitglieder desselben zu diesem Lebensprozesse hinführe, wo sie dann aber, von dessen Bewegung ergriffen, sich nun ganz und gar dem Judentum, als einem in diesen Prozess nicht eingehenden Dinge, faktisch oder doch innerlich entziehen . . . .

Du fragst mich aber vielleicht, warum ich denn das Zutrauen in das Judentum eingebüsst habe, ob diese Verzweiflung an einer lebensvollen Zukunft desselben nicht vielmehr einer subjektiven Hypochondrie als einer objektiven Erkenntnis entspringt? Die Beantwortung dieser Frage würde

[1]) Leb. in B. S. 162.

mich zu weit führen, daher nur kurz dieses: das Judentum hat bei seiner Grundwahrheit von der Gotteseinheit, bei seinen edlen sittlichen Bestandteilen teils durch nationale Einschränkung, teils durch zu starkes Hervorheben der Zeremonien niemals ein volles religiöses Leben entfalten, niemals sich an die Spitze der religiösen Erkenntnis stellen können; es hat gewissermassen grosse tote Schätze, die von einer andern Hand gehoben werden müssen und dann ihren Reichtum den erstaunten Blicken zeigen. Das Christentum hat bei seinen Grundirrtümern, von der Dreieinigkeit, dem stellvertretenden Leidenstode und dergl. teils durch die ihm gegebene Bestimmung für die ganze Welt, teils durch den Nachdruck, welcher auf die innere Entwicklung des Menschen gelegt wird, den Glauben, die Liebe usw. ein vollpulsierendes religiöses Leben in sich getragen und bald auch die gesamte religiöse Entwicklung repräsentiert. Es rechnet Sand zu seinen Schätzen und hat diesen als hohen Schatz verwandt, aber er kann als Sand erkannt und ausgeschieden werden, das innere kernige Leben bleibt und erbaut sich weiter auf die übrigbleibenden Schätze, während im Judentum bei einiger Erkenntnis man sich bald von all den Dingen, die bei niederem Bildungsgrade volle Herrschaft ausübten, loswindet und sie gleichgültig und spöttelnd wegwirft.

Allerdings steht auch das Christentum schon seit längerer Zeit und immer mehr an einer Krisis, und wir zweifeln gewiss nicht daran, dass es überwältigt wird. Aber teils ist der Kampf mit ihm ein so grossartiger Weltkampf, die Kräfte, die es zu seiner Verteidigung aussendet, sind selbst wieder so mannigfaltig, so innerlich reich, dass das Interesse daran, wenigstens bei dem, der innerhalb steht, lebendig bleibt, teils wird die neue Zukunft und die neue Religionsanschauung an dasselbe sich anknüpfen und von ihm ausgehen, was alles bei dem Judentum nicht der Fall ist . . . Wäre ich nicht Rabbiner und hätte ich dann überhaupt eine unabhängige Stellung, so würde ich vielleicht eine vollständig oppositionelle Richtung nehmen, in dem Gesamtstreben der Zeit meinen Mittelpunkt finden und von dem aus über Judentum und jüdisch-literarische Bestrebungen schreiben, ... aber nun ist dies ein Anderes. Jedoch ich habe mich noch nicht aufgegeben und gebe mich nicht auf; ich ringe fort in mir und muss zur Einheit gelangen"

Es ist bemerkenswert, dass die in diesem Brief von Geiger ausgesprochene Ansicht, dass seine Bestrebungen die Juden faktisch oder innerlich dem Judentum entziehen, sich auch in dem bereits erwähnten, von den Anhängern Geigers inspirierten Berichte findet, den der Breslauer Polizeipräsident an den Minister des Innern und dieser an den König sandte:

„Es frägt sich, ob ein anderes Auskunftsmittel übrig bleiben wird, als eine Trennung der Gemeinde, wenigstens in ihren kirchlichen Einrichtungen n Mosaisten und Talmudisten zu gestatten.

Die ersteren, deren Gesinnungen unter dem Einfluss des Dr. Geiger sichtlich veredeln, nähern sich

offenbar dem Christentum und befinden sich offenbar in einer Uebergangsperiode, die nicht übersprungen werden kann." (Liberales Judentum 1908 II S. 46)

Tiktin erkrankte durch die Aufregungen, welche die Kämpfe und deren hässliche Begleiterscheinungen im Gefolge hatten, und starb am 20. März 1843. Geiger zollte, wie es in einem Berichte (Israelit des 19. Jhrh. 1843, Nr 17) heisst, in einer „herrlichen Predigt" dem Andenken des Verstorbenen ergreifende Worte, die „aus tiefem Herzen kommend, von Wehmutstränen begleitet, grossen Eindruck machten." Der Nachfolger Salomon Tiktins wurde dessen Sohn Gedalja Tiktin.

XVII.

Der nun folgende Zeitabschnitt ist ein besonders interessanter und bewegter, denn in ihn fallen die Rabbinerversammlungen und die Gründung der Genossenschaften für Reform. Die Rolle, die Geiger dabei spielte, und die Stellung die er dazu einnahm, soll im zweiten Teil dieser Schrift behandelt werden. Hier am Schlusse des ersten Teils soll nur noch von einem Versuche berichtet werden, der in Breslau gemacht wurde, um dort eine Reformgenossenschaft ins Leben zu rufen.

Am 4. April 1845, kurz nachdem durch Ronge und Czerski die deutschkatholische Bewegung angeregt war, veröffentlichte die „Breslauer Zeitung" einen Aufruf jüdischer Reformfreunde, der grosse Sensation hervorrief. Es wird, um die Tendenz dieses ziemlich umfangreichen Aufrufs zu erkennen, genügen, ihn im Auszuge wiederzugeben:

„Wir nehmen gegenwärtig eine schiefe zweideutige Stellung ein zu dem Bekenntnisse, nach welchem wir uns nennen, und das uns die religiöse Erhebung spenden soll, uns und unsern Kindern; wir befinden uns dadurch in einem Zwiespalt, der viele Nachteile hat, und den wir endlich zu heben trachten müssen. . . . .

Unsere Stellung im Staate, im bürgerlichen und sozialen Leben heischt von uns eine aufrichtige Aussprache über diesen Gegenstand. Wir räumen zwar Niemanden das Recht ein unsere religiösen Angelegenheiten zu richten und an das Urteil darüber die Entscheidung zu knüpfen, ob wir an allen Rechten des Staatsbürgers Teil nehmen können, oder nicht, da dies blos von der vollen Erfüllung der Pflichten abhängt, und diese von sämtlichen Juden unseres Vaterlandes schon seit längerer Zeit mit Freuden übernommen worden sind.

Allein mag der Staat es immerhin dem Gewissen des Einzelnen überlassen, wie dieser seine (des Staates) Anforderungen mit seinen eigenen religiösen Ansichten in Einklang bringe, wenn er nur den Anforderungen wirklich genügt; für uns bleibt es jedoch ein Ehrenpunkt, dem Staate und unsern Mitbürgern andern Glaubens zu erklären, dass alle Bedenklichkeiten, welche sie über unsern aufrichtigen Anschluss an den Staat und die bürgerliche Gesellschaft hegen und aus unserer Religion begründen zu können glauben, nur durch eine falsche, von uns abgewiesene Auffassung derselben eine scheinbare Stütze erhalten. Es ist daher unsere Pflicht, es ohne Hehl auszusprechen, dass z. B. der Glaube an einen persönlichen Messias, wie ihn das Mittelalter ausgebildet, wonach dieser die Juden wieder nach Palästina zurückführen, und diese dort einen besonderen Staat bilden sollen, die gegenwärtigen Juden also noch immer zersprengte Glieder eines besonderen Volkes seien, in uns gänzlich erstorben ist, dass wir vielmehr mit vollem Herzen unserm Vaterlande angehören, für das wir leben, und dem wir unsere ungeteilte Liebe weihen, dass wir lediglich Glieder des deutschen Volkes und nur dem Bekenntnis nach Juden sind. Wir haben es ferner auszusprechen, dass das hohe religiöse Gebot eines wöchentlichen Ruhetages, unsrer Ueberzeugung nach, nur dann seinen wahrhaft heilsamen Einfluss zu äussern fähig ist, wenn dieser nicht mit den Pflichten gegen den Staat und mit den Forderungen des bürgerlichen Lebens in Kollision tritt. Wir müssen erklären, dass die absondernden uns das innige bürgerfiche Zusammenleben erschwerenden Speisegesetze für uns keine Bedeutung mehr haben, da in ihnen gar kein religiöser Gedanke mehr lebt, sie vielmehr das innerlich religiöse Leben zu einem rein äusserlichen machen und zur Werkheiligkeit führen.

Wir sind eine solche Erklärung unseren Religionslehrern schuldig. . . . Sie müssen erfahren, dass wir . . . . eine wahrhafte Heilung der gegenwärtigen Gebrechen nur von einer entschiedenen Hervorhebung der reinen jüdischen Grundlehren, einer entschiedenen Abweisung aller zeitlichen und örtlichen Ausflüsse derselben, aller verkehrten Entwicklung und missbräuchlichen Zutat, deren reiche Quelle der Talmud ist, und von einer diesen Grundsätzen angemessenen Einrichtung des Kultus und anderer weihenden Akte erwarten. Die geeignetste Form zur Abgabe einer solchen Erklärung an die Rabbiner glauben wir in einer Denkschrift an die zusammentretende Rabbinerversammlung zu finden, wo ein Verein von geachteten Lehrern des Judentums gerade in der Absicht sich versammelt, um das wahre Heil ihres Glaubens zu beraten.

Durch eine solche Denkschrift hoffen wir, unter dem Beistande Gottes, zu unserem Zwecke, der kein anderer ist, als ein rein religiöser zu gelangen. Wir beabsichtigen nicht, uns von den bestehenden jüdischen Gemeinden loszutrennen und eine besondere Gemeinde zu konstituieren. Wir sind vielmehr überzeugt, dass die von uns hier kurz ausgesprochenen Ansichten bereits in der Judenheit tief wurzeln, und es nur einer ernsten Anregung bedarf, um ihnen immer mehr Geltung und Verwirklichung zu verschaffen . .“

Der Aufruf war nicht unterschrieben. Die Breslauer Zeitung bemerkte in der kurzen Einleitung, die sie ihm vorausschickte, dass über ihn „ein Kreis achtbarer Männer sich verständigt habe“. Es unterliegt aber keinem Zweifel, dass der Vater und Anreger dieses Aufrufes Geiger war, dass er, wenn er auch vielleicht nicht dessen alleiniger, Verfasser war, so ihn doch inspiriert und redigiert hat, ebenso wie er der Vater der im Aufruf erwähnten Denkschrift an die Rabbinerversammlung war. (L. i. B. S. 178. 179.)

Geiger liess den „Kreis achtbarer Männer“ vor der Oeffentlichkeit das aussprechen, was er selber, um seine Stellung als Rabbiner nicht zu gefährden, nicht so unverblümt aussprechen konnte oder wollte, dass der persönliche Messias, der Sabbath und die Speisegesetze abgeschafft werden müssten.

Eine eingehende Beleuchtung dieses Aufrufs hier folgen zu lassen, erübrigt sich. Es sei nur die hinterhältige Tücke hervorgehoben, mit der für die Abschaffung des persönlichen Messias, des Sabbaths und der Speisegesetze die Stellung der Juden im Staate mit als Grund angeführt wird. Wenn auch bemerkt wird, dass der Staat die Bürgerrechte nicht von den religiösen Anschauungen abhängig machen dürfe, sondern nur von der Erfüllung der staatsbürgerlichen Pflichten, die sämtliche Juden des Vaterlandes mit Freuden übernommen hätten, so ist doch die Art, wie gleich darauf der mittelalterliche (!) Glaube an den Messias, der (mittelalterliche?) Sabbath und die (mittelalterlichen?) Speisegesetze glossiert und in Beziehung zu der Stellung der Juden im Staate gebracht werden, eine tückische Preisgebung der orthodoxen Juden, die klug verbrämt und verblümt auftritt und genau nach dem Recept stilisiert ist, das Geiger im Jahre 1831 zusammengestellt hatte, als er, wie oben (S. 21) zitiert, einen Freund zu veranlassen suchte, einen Aufsatz in eine Tageszeitung einzurücken über die Gründung von getrennten Reformgemeinden die wohltätig sein würde

„sowohl in Bezug auf das religiöse und sittliche als auch bürgerliche Leben der nichtgläubigen Juden, jedoch letzteres in geringerem Masse betont, weil es dann fast blosser Eigennutz und nicht wahrhaft religiöses Streben scheinen könnte.“ (Der Sperrdruck von mir.) L. i. B, S. 56.

Am selben Tage nun, an welchem der Aufruf veröffentlicht war, sandte Geiger an die Breslauer Zeitung folgende Erklärung:

„Ich halte es für meine Pflicht, meine Ansicht über die wichtige Tat eines „achtbaren Kreises“ hiesiger Gemeindemitglieder, von welcher die heutige Zeitung uns Nachricht giebt, recht bald auszusprechen, um von vornherein jeder Anfrage zu begegnen. Wenn mich die darin kundgegebenen Ueberzeugungen nicht überraschten, da auch das blödeste Auge bei einem Blicke auf das Leben es ohne weiteres erkennen musste, dass dieselben wirklich in einem grossen Teile der Gemeindemitglieder wurzeln, so fand ich deren Aussprache ehrenhaft und notwendig, da die Zweideutigkeit, welche der Tag für Tag in Wort und Tat offenbar werdende Zwiespalt zwischen Leben und Ueberzeugung auf der einen und dem Bekenntnisse, dessen Namen sie tragen, auf der andern Seite auf diesen Teil der Judenheit häuft, zu einer Erklärung drängt. Erfreulich war mir jedoch, dass diese herbe Notwendigkeit, welche die Männer dieser Gesinnung nicht von sich weisen konnten, mit dem ernstesten Wohlwollen für die Gesamtheit der Glaubensgenossen sich paart; auf entschiedene Weise wird es abgewiesen, dass man für sich bürgerliche Vorteile erringen, die andern aber, welche engere Glaubensschranken sich ziehen, politischem Drucke preisgeben wolle, und nicht nur wird eine jede Gehässigkeit gegen Andersdenkende, und jede Verspottung andern heiliger Gebräuche vermieden, sondern auch der ernste Wille ausgesprochen, noch ferner in Verbindung mit der Gesamtheit den Weg des geschichtlichen Fortschritts zu gehen, nur dass allerdings für diesen Fortschritt eine grössere Entschiedenheit verlangt wird. Ueber die Berechtigung dieses Verlangens, sowie über die Richtigkeit der aufgestellten Sätze weitläufig mich auszusprechen, ist hier der Ort nicht. Im allgemeinen kann bei der gegenwärtigen Lage des Judentums das Recht zur offenen Aussprache dessen, was es als Bedürfnis in sich fühlt, Niemandem abgesprochen werden. Wir stehen an einem ernsthaften Wendepunkte, und das eine Extrem der Starrheit fordert das andere der raschesten Bewegung heraus, wie denn sicherlich solche Demonstrationen, wie sie sich nun verschiedentlich kundgeben, unterblieben wären, wenn dem besonnenen Fortschritte nicht bei den kleinlichsten Punkten die unsäglichsten Hindernisse in den Weg getreten wären. Jedenfalls treten die hiesigen Anforderungen in einer Form auf, welche die ruhige Erwägung und Belehrung von Seiten der Vertreter der Gesamtheit sichert; die versprochene Denkschrift an die Rabbinerversammlung, von der doch auch erst eine wahrhafte Begründung der bis jetzt skizzenhaft hervortretenden Ansichten zu erwarten ist, wird mir in Verbindung mit würdigen Amtsbrüdern die beste Gelegenheit geben, zu prüfen, was allgemeines Bedürfnis ist, und unsere ernste Aufmerksamkeit auf die Mittel zur Befriedigung und Belehrung lenken. Bis dahin werde ich die Strömung der Wogen nach beiden Seiten aufmerksam beobachten und auf dem bisher von mir befolgten Wege des allmählichen Fortschrittes fortfahren.“ Geiger.

Geiger verfolgt mit seiner vermutlich schon vorher abgefassten Erklärung den Zweck, durch das Gewicht seines Namens die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit auf den Aufruf zu lenken, den er als eine „Tat“ rühmt, als ob auch nur eine Spur von Mut dazu gehört hätte, einen anonymen Aufruf zu stilisieren. Er macht keinerlei Andeutung, dass er selber am Aufruf wie an der darin angekündigten Denkschrift wesentlich beteiligt sei, stellt sich vielmehr als der objektive Beurteiler des Schriftstückes hin, das er des höchsten Lobes für würdig erklärt. Er rühmt, dass die Verfasser der Gesamtheit der Juden das ernsteste Wohlwollen entgegenbrächten und keinerlei politische Vorteile für sich erringen wollten, während in Wirklichkeit der betreffende Passus des Aufrufs sehr zweideutig aufzufassen ist. Er hebt hervor, dass darin jede Gehässigkeit gegen Andersdenkende, jede Verspottung anderen heiliger Gebräuche vermieden werde, während das in Wirklichkeit durchaus nicht der Fall ist. Wird doch darin der Glaube an den persönlichen Messias, der Sabbath, das Speisegesetz in einer gehässigen Art glossiert, und der Talmud als die reiche Quelle missbräuchlicher Zutat bezeichnet. Geiger erklärt das im Aufruf ausgesprochene Verlangen nach einer entschiedenen Umgestaltung des Judentums ausdrücklich für berechtigt und die aufgestellten Sätze für richtig.

Kurz, es wird von ihm dem Aufruf jedes erdenkliche Lob gespendet, und jedem etwaigen Einwurf von vornherein die Spitze abzubrechen versucht. Geiger spielte dabei Versteck, indem er „achtbare Männer“ das sagen liess, was er selber nicht hatte sagen wollen, und nachher als Eideshelfer für sich selbst auftrat. Aber hat er dieses Versteckspielen nicht dadurch wieder wett gemacht, dass er durch seine offene, mit Namensunterschrift versehene Erklärung den Mut bewies, für den Inhalt des Aufrufs einzutreten?

Wir gehen in der Darstellung weiter: Das Eintreten Geigers für die Radikalreformer erregte das Missfallen des Obervorsteherkollegiums der Gemeinde. Dieses forderte Geiger zu einer Aeusserung auf. Nun hätte Geiger zeigen können, dass er den Mut der Ueberzeugung auch gegen diejenigen habe, in deren Amt und Brot er stand, dass ihm die Ueberzeugung höher stand als das Amt. Was tat er aber nun? Laudabiliter

se subjecit. Er verklausulierte, drehte und wand sich, er schützte, obwohl seine Erklärung doch ganz eindeutig gewesen war, vor, dass er missverstanden worden sei.

Folgendes sind die Akten darüber, die in zwei Dokumenten bestehen, einer Erklärung des Vorstandes und einem Briefe Geigers, die in der Zeitung veröffentlicht wurden:

1. Erklärung des Vorstands.

„Die in Nr. 79 der Breslauer Zeitung von unserm Rabbiner Herrn Dr. Geiger abgegebene Erklärung über einen in dem vorangegangenen Blatte enthaltenen anonymen Artikel hat, wie wir erfahren, in der hiesigen Gemeinde zu mannigfachen Missdeutungen Veranlassung gegeben. Wir erachten es daher als unsere Pflicht, an Herrn Dr. Geiger die Aufforderung zu richten, durch eine nachträgliche Erläuterung diesen Missdeutungen zu begegnen, und indem wir nicht verfehlen, die uns von demselben hierauf zugegangene Erwiderung, zu deren Veröffentlichung wir ermächtigt sind, nachstehend zur Kenntnis unserer verehrlichen Gemeinde zu bringen, müssen wir noch ausdrücklich bemerken, dass wir unsrerseits auf eine weitere öffentliche Besprechung dieser Angelegenheit nicht eingehen werden.

Breslau, den 13. April 1845.

Das Obervorsteher-Kollegium hiesiger Israeliten-Gemeinde.

2. Brief Geigers.

„Eines wohllöblichen Obervorsteher-Kollegii

verehrliches Schreiben vom 8. d. M. ist mir den 9. zugekommen, und beeile ich mich, dasselbe zu beantworten. Weit entfernt, in meiner Erklärung in Nr. 79 der B. Z. eine Billigung zu der Bildung einer „deutsch-jüdischen Gemeinde“ ausgesprochen zu haben, muss ich vielmehr dagegen auf das Bestimmteste protestieren; was ich an dem Artikel der B. Z. Nr. 78, wonach einige mit Ansichten einer Radikalreform des Judentums hervortreten wollen, lobenswert fand, bestand gerade darin, dass dieselben zugleich es bestimmt aussprechen, dass sie von der Gemeinde sich loszusagen nicht beabsichtigen, also keine schismatischen Zwecke haben. Um sie vor solchen auch ferner zu bewahren, habe ich gleichfalls den Plan, wonach sie sich in einer Denkschrift an die Rabbinerversammlung wenden wollen — was überhaupt Jedem unbenommen bleibt — gut geheissen; indem sie damit ihre Wünsche gerade vor ein Forum bringen, das gewiss schismatischen Gelüsten abhold ist. In einer Zeit, in welcher schismatische Bestrebungen um sich greifen, muss der Rabbiner einen Versuch der Art nach Kräften zu verhindern bemüht sein und dadurch, dass er die Männer extremer Richtungen nicht abstösst, sie zu einem ruhigen Verfahren hinleiten. Dies war mein Zweck bei meiner „Erklärung“, die es bestimmt aussprach, dass ich auf dem Wege des allmählichen Fortschritts wie bisher fortfahren werde. Einem solchen redlichen Fortschritte habe ich stets gehuldigt, den reinen göttlichen Inhalt des Judentums in den Gemütern zu festigen, dadurch, dass er von den zeitlichen

Schlacken gesondert werde, den religiösen Formen eine Gestalt zu geben, welche Leben und Gesinnung zu wecken geeignet ist, war und bin ich ernstlich bestrebt. Dafür zeugt meine bisherige Wirksamkeit, und ich darf auf sie als auf eine Bürgschaft für mein ferneres Wirken hinweisen — Mit Bedauern ersehe ich freilich aus Ihrer verehrlichen Zuschrift, dass meine Erklärung missdeutet worden. Ich müsste fürchten, dass einer zweiten Erklärung dasselbe Schicksal widerfahre, und eine Diskussion entstehe, die dem Zwiespalt der Gesinnungen eine verderbliche Nahrung gebe. Der Rabbiner aber, welcher es mit der Gesamtgemeinde wohl meint, dem das religiöse Leben Aller am Herzen liegt, er wird innerhalb der schroffen Gegensätze, welche gegenwärtig in Leben und Wissenschaft sich geltend machen, vermittelnd, belehrend, anregend auftreten, er wird über den Parteien sich zu halten bemüht sein, und je schwieriger dies ihm in dem heftigen Drängen der Gegenwart ist, mit um so grösserem Ernste muss er daran halten. Deshalb halte ich es für angemessener von einer weiteren öffentlichen Erklärung abzustehen.

Hochachtungsvoll verharrt
Eines wohllöblichen Kollegii
ganz ergebenster
Dr. Abraham Geiger, Rabbiner.

Breslau, den 11. April 1845.

Geiger leugnet also in diesem offiziellen Dokumente nicht nur die Tatsache ab, dass er sich in der „Erklärung“ für die Berechtigung, der vom „Kreise achtbarer Männer“ erstrebten Radikalreform klar und deutlich ausgesprochen, sondern er will auch durch zweideutige Worte den Anschein erwecken, dass er diese Radikalreform selbst nicht billige, sondern nur das am Aufruf lobenswert gefunden habe, dass dessen Urheber keine schismatischen Zwecke verfolgen wollten. Er stellt sich, als ob der Aufruf und die Denkschrift an die Rabbinerversammlung aus einer spontanen Bewegung „achtbarer Männer“ hervorgegangen sei, die er, als ein über die Parteien Stehender, in das richtige Bett leiten müsse, während in Wirklichkeit er selbst der primus motor dieser Bewegung war. Die treuherzige, den Tatsachen widersprechende Versicherung, dass er „über den Parteien sich zu erhalten bemüht sei“, ist ja wohl auch ein starkes Stück. Aber der Gipfel der Heuchelei dürfte sein, dass Geiger erklärt „er müsse befürchten, dass eine Diskussion entstehe, welche dem Zwiespalt der Gesinnungen eine verderbliche Nahrung gebe“, während doch jede Seite seiner Briefe es beweist, dass er wie kein anderer unaufhörlich wühlte und konspirierte,

um eine Diskussion hervorzurufen, die dem Zwiespalt der Gesinnungen Nahrung gebe, und dass er vor Ungeduld verging, wenn einmal eine Ruhepause in der Diskussion eingetreten war.

Geiger zog sich unwürdig zurück, wo ein unzweideutiges Bekenntnis, ein mannhaftes Eintreten für seine Ueberzeugung Ehrenpflicht gewesen wäre. Er sagte nicht: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!“ Er hätte es ja wohl gesagt, wenn das seiner amtlichen Stellung nicht geschadet hätte; aber nun, da dies zu befürchten war, konnte er auch anders. In dem Konflikt zwischen Gewissen und Obervorsteherkollegium entschied er sich für das Obervorsteherkollegium:

„Die freundliche Anerkennung eines wohllöblichen Kollegiums war stets meine schönste Freude, möge sie mir nimmer entgehen.“ (L. i. B. S. 191.)

Er enthüllte rücksichtlos seine Ueberzeugung, wo für ihn nichts auf dem Spiele stand, aber er war ein Meister darin, sie zu verhüllen und zu verschleiern, sich zu winden und zu drehen, wo er amtliche Unannehmlichkeiten befürchtete.

Wehe, wenn ein Gegner sich etwas ähnliches hätte zuschulden kommen lassen! Wie schonungslos hätte Geiger das gebrandmarkt! Wie schnell wäre er bei der Hand mit den Epithetis „Pfaffe“, Scheinheiliger“, „Raffinierter Jesuit“.

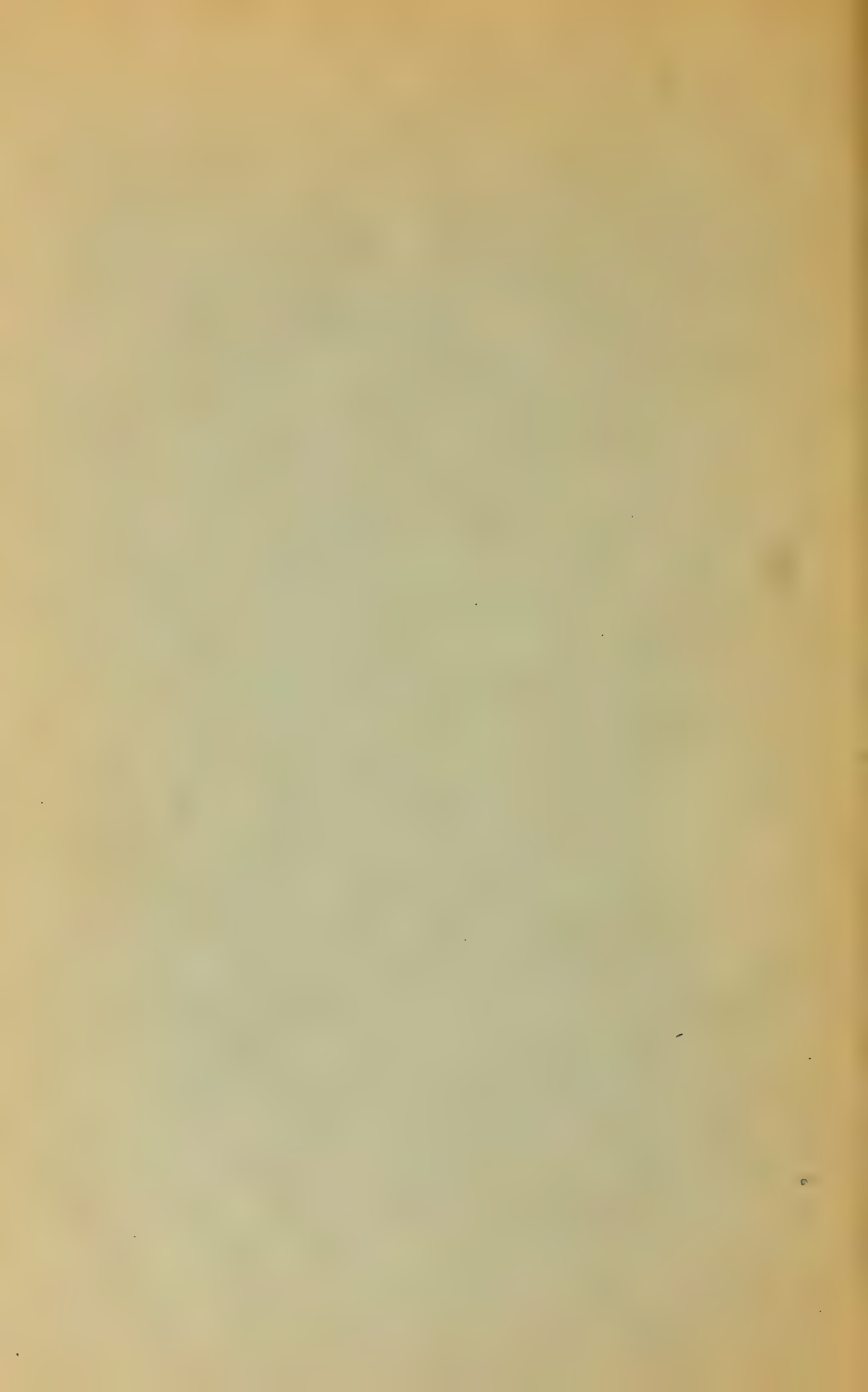
Und er selber?

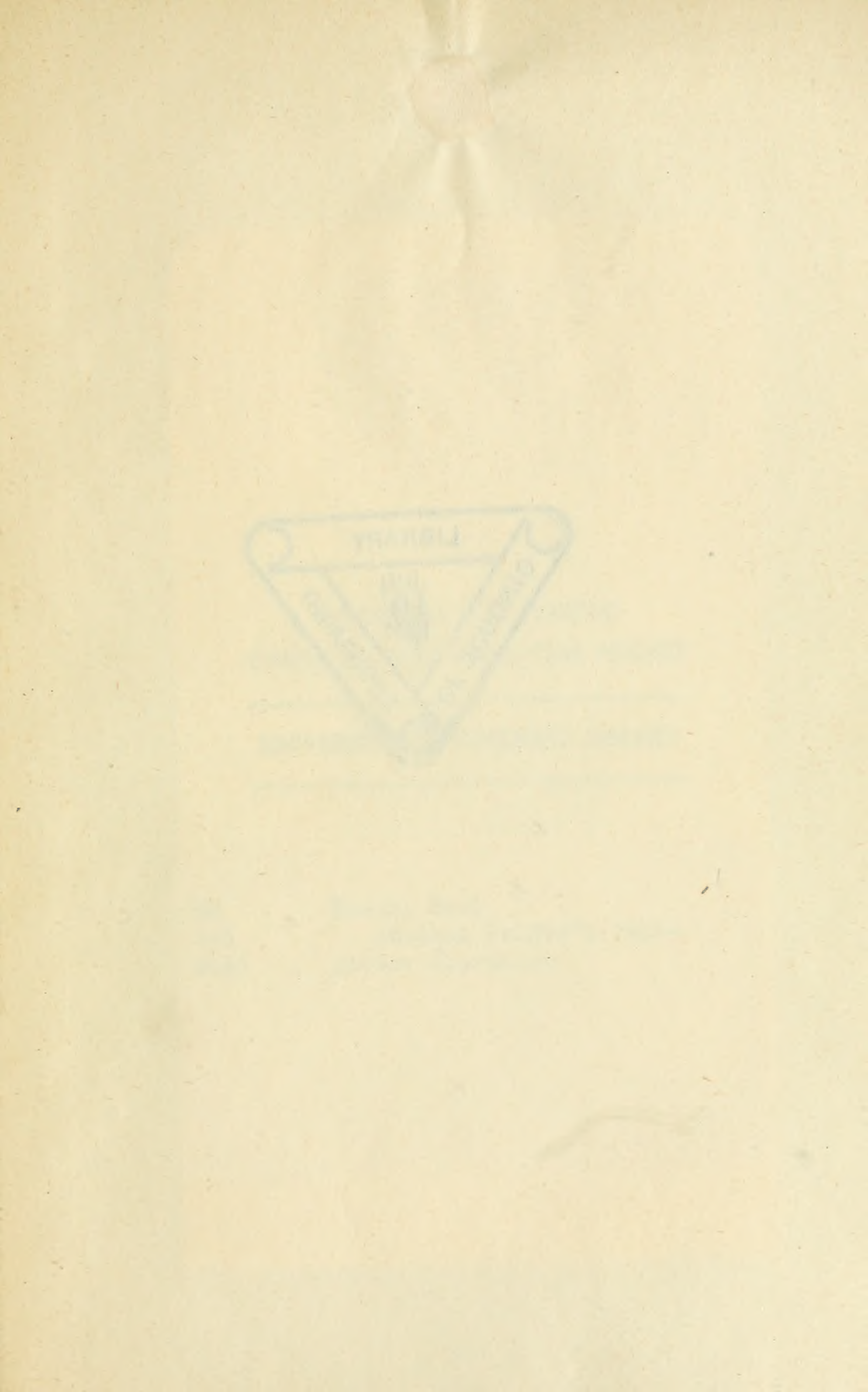
In dem Zwiespalt zwischen Amt und Ueberzeugung stand ihm das Amt höher als die Ueberzeugung.

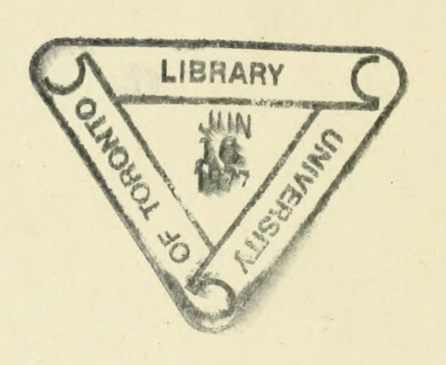
Als ihm im Jahre 1846 das Amt eines Geistlichen an der Berliner Reformgemeinde angeboten wurde, ein Amt, in dem er sich völlig hätte ausleben können, in dem er seine Ueberzeugung ohne jede Rücksicht und Bedenklichkeit hätte in die Tat umsetzen können, eine Gemeinde, in der alles das erfüllt war, was er als das Sehnsuchtsziel seiner Bestrebungen hinstellte, während er in Breslau durch sein Amt zu tausend Halbheiten und Inkonsequenzen gezwungen war, die seiner Ueberzeugung widersprachen, lehnte er, nachdem er sich Bedenkzeit erbeten, die Annahme des ihm angetragenen, für ihn doch geradezu idealen Amtes ab. Warum? Weil er in Breslau Rabbiner

war. Wäre er damals noch in Wiesbaden, oder wäre er etwa in Schwerin Rabbiner gewesen, er hätte mit tausend Freuden zugegriffen. Aber nun, da er in Breslau war und einen Rabbinatssitz inne hatte, dem gegenüber nur die Stellen in Frankfurt a. M. oder in Berlin in Frage kommen konnten, fiel es ihm nicht ein, ein grösseres Amt aufzugeben, um ein minder grosses anzunehmen. So wurde an seiner statt von der Berliner Reformgemeinde der Landesrabbiner von Schwerin, Samuel Holdheim, sein intimer Freund und Gesinnungsgenosse gewählt.








LIBRARY
UNIVERSITY
OF TORONTO

